Albert Leo Schlageter

Albert Leo Schlageter

Leben und Sterben eines deutschen Helden

Von

Rolf Brandt

46. bis 65. Tausend

Hanseatische Verlagsanstalt
Hamburg

Druck der Hanseatischen Verlagsanstalt, Hamburg 36
Copyright 1926 by Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg
Printed in Germany

Dies Buch, das vom Leben und Sterben Albert Leo Schlageters handelt, will nichts anderes sein, als die Erzählung des Lebensschicksals eines deutschen Menschen, der sein Vaterland über alles liebte, es mehr liebte als sein junges und starkes Leben. Freunde Schlageters haben das Lebensbuch ihres Kameraden gesammelt, ich habe nichts getan, als ihren Worten und ihrer Liebe nacherzählt. Aber ich sah hinter dem Schicksal des Bauernsohnes aus dem Schwarzwald das Schicksal unseres Vaterlandes stehen. Das Leid Deutschlands wurde Schlageters Bestimmung und Tod.

Dies einfache Buch des Gedächtnisses soll nicht in dem armen politischen Kampf des Tages stehen; es hat keine polemische Absicht, es will keinem Kreise angehören, sondern zu jedem sprechen, der mitfühlt die Bitterkeit einer schlimmen Zeit und der glauben will, daß aus Opfer und Tod neues wahrhaftes Leben erstehen wird.

Um Deutschland, für Deutschland.

Berlin, Mitte März 1926.

Rolf Brandt

I.

Im badischen Schwarzwald zu Schönau im Wiesental wurde Schlageter am 12. August 1894 geboren. Seine Eltern waren tüchtige und angesehene Schwarzwälder Bauern. Albert Leo war ihr sechstes Kind.

Die glückliche Landschaft seiner Heimat lebte früh im Gemüt des heranwachsenden Knaben. Er war mit den Ziegenhirten auf den Bergen, er lag unter den mächtigen Tannen, er stieg auf die Höhen des Schwarzwaldes und sah das leuchtende deutsche Land, das seine Heimat und seine Welt war. Hinter dem elterlichen Hause stieg der Berg steil hinan, da war es im Frühling oft wie ewiges Rauschen von Quellen, Rauschen, aus dem Märchen und Träume wuchsen

Aber Schlageter war kein Träumer. Frischer Junge in einer glücklichen, zufriedenen Zeit, in der sichtlich der Wohlstand Deutschlands und seiner engeren Heimat wuchs. Wenige wußten, daß seit diesem schweren 18. März 1890, da Bismarck ging, das Reich führerlos trieb, und die wenigen schwiegen. Nun, da man hinter den Vorhang des deutschen Schicksals sehen kann, sieht man, wie diese heranwachsende, im Glück heranwachsende Generation, Kinder noch eigentlich, hineingingen in den dornenvollen und todesschweren Weg ihres Volkes.

Am allerwenigsten weiß natürlich der Schwarzwälder Bauernjunge von solchen Dingen. Er lernt bei dem Pfarrer des Städtchens brav Latein und kommt dann auf das Gymnasium in Freiburg. Wahrscheinlich wird er Theologe werden. Dorfjunge, der auch unter der Gymnasiastenmütze zunächst mit großen und schüchternen Augen in das Leben der Studentenstadt Freiburg blickt. Er fühlt

sich im Anfang fremd, einsam, und das Heimweh frißt ihn schier auf. Aber dann merkt er, daß auch die Dreisam von den Bergen des Schwarzwaldes raunt, dann merkt er, daß der heimatliche Bergwind des Nachts die schlafende Stadt besucht und tröstend mit ihm spricht. Er ist fleißiger Schüler, aber er muß so manche Dinge härter erarbeiten als andere, weil ihm die geistige Gelenkigkeit der Stadtkinder abgeht.

Vom Erbe Bismarcks war inzwischen Kredit um Kredit ausgegeben. Die große Koalition der Gegner stand um Deutschland, und Deutschland hatte keinen politischen Führer. Das furchtbare Wort Bismarcks in Friedrichsruh von dem Alpdruck der Koalitionen, sein nächtliches Aufschreien um das Schicksal des Reiches — nun waren die Gesichte des Ekkehard zur Wahrheit geworden. Der Krieg brach los. Nicht von Deutschland gewollt, aber von der Jugend, die sah, wie ihr Vaterland von der Übermacht bedroht wurde, glühend und begeistert empfangen.

Gesang durch die Straßen der deutschen Städte, Gesang durch die alten Gassen von Freiburg. Die Studentenschaft trat fast geschlossen in das Feldheer ein. Der Primaner Albert Leo Schlageter legte in wenigen Tagen seine Notreifeprüfung ab und meldete sich als Kriegsfreiwilliger im 76. Feldartillerieregiment. Feuer loderten auf seinen heimatlichen Bergen, Feuer loderten in seinem jungen und festen Herzen. Er war Soldat — er gab sich ganz hin. Was kann es Schöneres geben als für das Vaterland zu sterben!

Am 7. März 1915 rückte Albert Schlageter ins Feld. Er kam an die Westfront. Er ist während des ganzen Krieges nur an dieser Front geblieben. Von Flandern bis zu den Vogesen.

Eisernes Kreuz Zweiter, Eisernes Kreuz Erster, Frontsoldat. Mit dreiundzwanzig Jahren wird er Offizier. Frontoffizier, der mit den Leuten seines Zuges, später mit denen seiner Batterie auf das engste verbunden lebt. Er gilt als hart, zuverlässig, er wird hingestellt, wo es

beſondere Aufgaben zu löſen gilt. Artilleriebeobachter im vorderſten Schützengraben.

Über Warneton ſüdlich vom Kemmel hageln die eiſernen Gewitter. Der Turm der Kirche von Warneton, der weit ins Land ſieht, iſt von Granaten geſtreift, er ſteht ſchräg. Dort oben auszuhalten, heißt neben dem Tode ſtehen. Aber man kann als Artilleriebeobachter von dort die Wirkung der deutſchen Geſchütze erkennen, ihre Geſchoßgarben dirigieren. Schlageter ſteht dort oben. Da trifft eine neue Granate den ſchiefen Turm; der neigt ſich langſam zur Seite wie ein Baum, der gefällt wird. Im Fallen ſpringt Schlageter, ſchon mitſtürzend, hinab. Schuttmaſſen um ihn herum; man hält ihn für tot. Aber das Schickſal hat anderes mit ihm vor. Es iſt nichts Ernſtliches paſſiert.

Einmal, als er über offenes Feld zur Stellung ſpringt, ſchlägt eine Granate einen Meter vor ihm ein, er verliert die Beſinnung. Erdmaſſen fallen über ſeinen Körper. Seine Leute, die unbändig an ihm hängen, ſchleppen ihn auf Zeltbahnen zurück. Schlageter, der nicht viel Worte über Heldentum zu machen liebte, ſagte von dieſer Epiſode: „Ich dachte, ich wäre geſtorben, es war ſehr merkwürdig. Als ich auf dem ſchütternden Wagen die Augen aufſchlug, meinte ich, eigentlich läge ich doch im Grabe.“ So hatte er den eigenen Tod erlebt, durchmeſſen die dunkle Pforte, hinter der letzte Angſt und letzter Schmerz verborgen liegt.

Kaum iſt er notdürftig wiederhergeſtellt, da geht er wieder ins Feld. Er führt jetzt eine Infanterie-Begleitbatterie. Dieſe kleinen, niedrigen Geſchütze, die mit in die vordere Stellung gehen, und von den Mannſchaften ſelbſt an Lederriemen und Seilen vorwärtsgewuchtet werden. Er kennt die Hölle von Verdun, er kennt die Waldkämpfe am Hartmannsweilerkopf, er kennt Näſſe und Fieber in den flandriſchen Sümpfen. Aber er iſt hingegeben an ſeine Aufgabe, deutſcher Offizier bei dem größten Krieg ſeines Volkes zu ſein.

Mit der Etappe ſteht er ſchlecht, er kann die „Herren mit den langen Hoſen“ nicht leiden. Einmal, als ſeine

Batterie in Ruheſtellung kommt, wird für ihn, den Offizier und Batterieführer, Quartier in dem kleinen Etappenſchlößchen gemacht, während ſeine Batterie ſehr ſchlecht untergebracht iſt. Als er ſieht, daß ſeine Leute nicht einmal richtiges Stroh haben in den elenden Hütten, wirft er nur einen kurzen Blick in das helle Zimmer mit breitem Bett, das ſo ſehr lockt. „Danke gehorſamſt, ſchlafe bei meinen Leuten."

Ein anderes Mal kommt er von der Front, um eine Meldung zu erſtatten. Müde, hungrig betritt er das Kaſino der Etappe. Ein älterer Major, dem er ſeine Bitte vorträgt, dort eſſen zu dürfen, erwidert ihm: „Ja, Herr Kamerad, bei uns iſt aber Vorſchrift, beim Eſſen — lange Hoſen." Schlageter hebt nur einen Augenblick die harten blauen Augen, dann wendet er ſich auf dem Abſatz herum ... Schließlich aber — er hatte Hunger und verſuchte ſein Glück beim Diviſionsſtab. Da läuft er dem General in die Hände. Der nimmt ihn ſofort unter den Arm und führt ihn mit ſich zur Tafel. „Das wäre ja noch ſchöner, wenn für die Herren von der Front hier nicht ein Gedeck frei wäre. Erzählen Sie uns mal etwas!" Schlageter ſagt ſehr ruhig, während er ſich das Eſſen ſchmecken läßt, daß es ja aber hier im Ort nicht überall üblich ſcheine, daß für die Leute von der Front Platz wäre. Dann berichtet er ſein Erlebnis. Der General wird dunkelrot im Geſicht und ſteht auf. Er geht mit Schlageter zuſammen zum Major und erklärt: „Herr Major, dieſer Offizier ſteht mit ſeiner Batterie an der härteſten Stelle der Front. Er kam, um eine Meldung zu machen. Dieſer Kamerad iſt hungrig und durſtig. Herr Major, ich habe den Eindruck, daß Sie keine Ahnung haben, wie es an der Front zugeht. Ich werde veranlaſſen, daß Sie ſofort dorthin verſetzt werden, damit Sie die Front kennenlernen!"

Aber es gab mehr Majore als ſolche Generale in der Etappe. Der Stern Deutſchlands ſinkt. An der Front weiß man wenig von den Geſchehen in der Heimat und an anderen Frontteilen.

Rückzugsbefehle. Die Engländer schießen mit Nebelbomben, die den Beginn der Tankschlacht einleiten. Man erkennt überhaupt nichts mehr. So ist der Weg durch die Hölle. Dunkelbrauner und gelber Nebel. Vorn Schüsse, seitlich Artillerieeinschläge, von hinten Schüsse. Schlageter steht neben seiner Batterie, den niedrigen Kanonen. Man schießt über Kimme und Korn. Der Batterieführer richtet selbst ein Geschütz, er schießt ein halbes Dutzend Tanks ab.

Bei seiner Batterie gibt es nichts von Soldatenrat und Revolutionsgerede. Batterie Schlageter kämpft und marschiert, marschiert und kämpft. Eiserne Disziplin wie nur je an siegreicher Front.

Aus den belgischen Dörfern fallen schon Schüsse. Die Etappentruppen haben Maschinengewehre, Munition, Karabiner und Infanteriewaffen einfach der Bevölkerung überlassen. Sobald die Batterie Schlageter auftaucht, verkriecht sich das Gesindel, das auf die zurückflutende Armee aus dem Hinterhalt feuert. Über Brügge, über Lüttich geht es nach der deutschen Grenze. Schon glänzt der Rhein, da tritt der erste Soldatenrat der Batterie entgegen, die auf der Landstraße dahinzieht. Schlageter reitet an der Spitze, selbstverständlich mit den Achselstücken des Offiziers. Der Soldatenrat tritt an ihn heran. Ob in seiner Batterie auch ein Rat gebildet sei? Schlageter reitet weiter. „Sprecht mit meinen Unteroffizieren!“ Die sagen gar nichts, sondern schlagen die drei Beauftragten mit den roten Armbinden halb tot und werfen sie dann in den Graben.

Plötzlich weiß man bei dem ganzen Gesindel, das im Angesicht des Feindes Revolution spielt, daß man der Batterie Schlageter aus dem Wege zu gehen hat. Noch mehr als die Revolution liebten alle diese Helden das Leben. Die Batterie kam mit keinem Freiheitsmann mehr in Berührung.

In Köln geht Schlageter über den Rhein. Seine Lippen sind ein scharfer Strich in dem braunen, von Entbehrung gezeichneten Gesicht. Die blauen Augen brennen, als er von der Rheinbrücke einen Augenblick entlang den

Strom sieht. Sturmhelm schattet die Augen. Er fährt mit dem Handrücken irgendwo ins Gesicht.

„Batterie Trab!“

Auch dies ist vorüber, auch dies mußte erlebt sein . . .

Die Batterie Schlageter kommt in die badische Heimat. Jetzt erst eigentlich merkt der junge Offizier, der nichts anderes kennt als Pflicht, Kampf, nichts anderes weiß als dies: man muß aushalten, es geht um Deutschland, jetzt erst merkt Schlageter, wie einsam er ist in einer Heimat, die nicht mehr an Pflicht, nicht mehr an Aushalten, nicht mehr an den ewigen Stern des eigenen Volkes glaubt.

Er liegt da mit seinen Leuten, die alle auf den Batterieführer schwören, und sieht verwundert und angeekelt in das Treiben seines Volkes, das den ungeheuerlichsten aller Kriege gekämpft hat und nun nur noch den Narrentanz der frohen Stunde leben will.

Der Arbeiter- und Soldatenrat, der das Städtchen regiert, ist geschwollen vor Wichtigkeit. Dekretiert und lebt nach der Devise: Jetzt haben wir die Macht, jetzt ist der Tisch für uns gedeckt.

Schlageter hört, daß seine Batterie entwaffnet werden soll. Da jagt er mit den Geschützen in das Städtchen, läßt vor dem alten Rathaus abprotzen und geht hinein zu der Sitzung des Arbeiter- und Soldatenrats. Wie bei allen solchen Dingen ist er ruhig, fast höflich.

„Was wollt Ihr? Ihr wollt uns entwaffnen? Wer seid Ihr?“

Die Burschen, die das wenigste vom Krieg wissen, Etappensoldaten, hochbezahlte Munitionsarbeiter, Deserteure, Drückeberger, werden blaß auf den Stühlen ihrer Macht. Einer springt zum Fenster. Da steht die Batterie. Hinter den Geschützen ausgemergelte, aber entschlossene und feste Gesichter.

„Wir, wir wollen nichts, wir denken gar nicht daran, die Batterie entwaffnen zu wollen.“

So ging es nicht. Es ist nirgends in Deutschland so gegangen. Aber der sicherste Bestand dieser Revolutions-

regierung waren die Kupferplatten der Reichsdruckerei, die Noten in das Land warf. Müdigkeit, Alleinsein der wenigen, die Wahrheit sahen.

Im Dezember 1918 bekommt Schlageter seine Entlassung. Ein einfacher, mit der Schreibmaschine geschriebener Wisch, unterzeichnet vom Arbeiter- und Soldatenrat. Dies ist Ende und Dank für glühende Jugendjahre, die nichts anderes waren als Dienst, schwerer, ungeheuer schwerer und todestapferer Dienst am Vaterland. Abgebaut! Geh nach Hause! Das Gemeine hat über die Tapferen gesiegt.

Nun erst kehrt Schlageter in das Elternhaus zurück. Es ist alles fremd geworden. Selbst die alten Schwarzwaldberge sind nicht mehr so blau und leuchtend wie früher. Andere mögen jubeln, daß der Krieg zu Ende ist. Andere mögen Schnaps trinken und mit Mädchen kareſſieren. Man hat ein Leben gelebt, zwischen Hölle und Ruhm, ein Leben, dicht neben dem Tode, aber ein Leben, in dem Manneswert galt. Dies Kriegsbrot war hart oft, schimmlig und kaum zu essen, dies neue Brot der Heimat schmeckt viel bitterer.

Albert Schlageter, Leutnant a. D., der in fünf Jahren kaum ein Buch angerührt hatte, es sei denn ein militärisches Werk, sucht da anzuknüpfen, wo ihn 1914 der Ruf des Vaterlandes traf. Er läßt sich eintragen in der Universität Freiburg, er will jetzt Nationalökonomie studieren.

Mein Gott, wie eng sind die Hörsäle! Wie komisch sind die Professoren. Gute alte Leute . . . und draußen geht das Leben. Deutschland vergeht, Deutschland fiebert. An seinen Grenzen hausen freche Räuber.

„. . . die staatsrechtliche Idee der Römer, die wir heute untersuchen wollen, beruht darauf, daß seit den Zeiten Cäsars . . .“ Schlageter meldete sich zum Freikorps Medem, das in Freiburg aufgestellt worden war.

*

II.

Der Bolschewismus stand vor den offenen Toren Deutschlands. Er war um diese Zeit der eigentliche Sieger des Weltkrieges. Die bolschewistischen Armeen, zum Teil wilde Horden, zum Teil schon gut ausgebildete und gut geführte rote Soldaten, marschierten. Mit ihnen marschierten Deutsche, Ungarn, Polen, Tschechen, verlorene Söhne aufgegebener Heimat, die an den Sowjetstern glaubten. Am wenigsten Widerstand mußte diese Welle in den baltischen Provinzen finden. Die Letten hatten das größte Kontingent der bolschewistischen Armeekommissare gestellt. Die lettischen Schützenbataillone waren die unbarmherzigen und siegreichen Vorkämpfer der Revolution in Petersburg und Moskau gewesen. Unter lettischen Kugeln waren Tausende von russischen Offizieren und „Burjuis" in Kiew und Rostow, in Charkow und Saratow gefallen. Diese lettischen Kerntruppen der Revolution strömten der Heimat zu. Und diese Heimat war inzwischen von deutschen Truppen so gut wie entblößt. Der Haß zwischen Letten und Deutschbalten war für die lettischen Kommissare weiterer Antrieb, gerade über diese Brücke den Stoß nach Ostpreußen zu tragen. Hier mußte die Fackel des Bolschewismus ganz hell und blutig rot leuchten. Zum sozialen Haß kam der nationale, zum Kommunismus der lettische Klassenhaß.

Estland wurde genommen. Auf dem alten deutschen Dom in Reval wehte die rote Fahne, durch die Straßen von Dorpat, der alten deutschen Universität, zogen die siegreichen roten Schützenbataillone.

Die Front war auseinandergefallen. Rette sich, wer kann war die Devise. Die Bolschewisten eroberten Maschinengewehre und Geschütze in einem Kriege, der nur noch Raubzug war. Riga wurde genommen, Mitau fiel, jetzt galt es noch, die dünne Linie bei Libau zu durchstoßen, und man stand am Ziel: der ostpreußischen Grenze.

Aus Finnland hatte General Graf von der Goltz seine

finnische Armee nach Libau hinübergeführt. Eine kleine, aber noch intakte Armee, die den ersten ernsten Widerstand leistete. Aber es war auszurechnen, wann sie von der Überzahl überrannt werden mußte. Mit Billigung und auf Bitte der deutschen Revolutionsregierung, die nun merkte, daß der Bolschewismus ihre Phrasenmacht stürzen würde, wurden freiwillige Verbände gebildet, um die Grenzen zu schützen. Es erschien der Aufruf der achten Armee, die um Hilfe bat. So bildeten sich Anfänge einer Armee, und die Abteilung von Medem, das Freikorps, dem Schlageter angehörte, stieß zu diesen Kämpfern.

Die lettische Regierung, das Kabinett Ulmanis, versprach — sie hatte ja nichts als Versprechungen zu geben — den Soldaten, die bereit waren, mit ihrem Leben den Boden Lettlands vor den Bolschewisten zu retten, Land. Die deutsch-baltischen Grundbesitzer traten zusammen und erklärten, freiwillig ein Drittel ihres Bodens den Kämpfern zur Ansiedlung zur Verfügung zu stellen.

Die siegreiche Entente, deren Truppen gegen die Bolschewisten, wie sich in Odessa und Sewastopol gezeigt hatte, nicht mehr zu verwenden waren, die siegreiche Entente, deren Bataillone vor zerlumpten roten Armeen rings am Schwarzen Meer geflüchtet waren, verlangte, daß Deutschland dem Bolschewismus entgegenträte. Die Politik der Entente war generell verlogen und gemein, von unübertroffenem Zynismus in ihrem Verhalten gegen die Kämpfer im Baltikum.

Aber Schlageter ging mit seiner Batterie nach Kurland, nicht, weil er glaubte, dort Haus und Hof zu finden. Er kannte das Land nicht, auf dessen Boden er kämpfen sollte. Er wollte seinem Vaterlande helfen, und glaubte, daß es möglich sei, dort oben, an der für ihn fremden und fernen Ostsee für sein Vaterland zu kämpfen.

Nun war wieder Krieg. Krieg in einem Land, dessen Gesicht deutsch war, dessen führende Kulturschicht in diesem Krieg für Deutschland schließlich alles geopfert hatte, Gold und Land, Blut und Leben. Es ist nicht

wahr, daß die Balten in ihrer deutschen Gesinnung geschwankt haben. Sobald es möglich war, traten ihre Söhne in die deutsche Armee, sobald es möglich war, opferten sie genau wie im deutschen Vaterlande Silber und Kupfer, Gold und Brillanten für die Heimat ihres Blutes.

Die Monate der Bolschewistenherrschaft in Riga sind ein sonderliches Kapitel in der Herrschaft der Bolschewisten überhaupt, vielleicht das grausamste. Nun hörten sie da an der Front vor Riga die furchtbaren Dinge, die über alles Deutsche in Livland und Kurland verhängt waren, das Schicksal der jungen Gräfin Keyserlingk, der Nichte des deutschen Dichters, die von Bolschewisten bis zum Tode vergewaltigt wurde, den Tod der Pastoren, das blutige Peitschen . . .

Riga muß genommen werden!

Am 20. Mai ging das badische Sturmbataillon und die Abteilung von Medem vor. Man vertraute auf die Wirkung eines Handstreiches, man vertraute auf den eigenen Geist, und wußte, daß ein Mordgesindel niemals lange Widerstand leisten könne gegen deutsche Soldaten.

Von der Mitauer Vorstadt führt die große Dünabrücke in das Herz von Riga. Die Abteilung Medem nahm die Mitauer Vorstadt. Dicht dahinter fuhr die Batterie Schlageter. Da lag die Brücke. Da drüben glänzten die hohen Türme von Riga. Diese wundervolle Stadtsilhouette, die allen Glanz deutschen Städtebildes in sich eint. Der schmale, seltsam gestufte Turm von Sankt Peter, Sankt Jakobi, und die wuchtige Linie des Rigaer Doms. Giebel schimmerten drüben, Giebel, von denen frech die rote Fahne des Unrechts wehte. Schlageter sah hinüber. Wie immer in solchen Augenblicken seines Lebens handelte er nach seinem starken und soldatischen Gefühl. Ganz ruhig gab er den Befehl: „Aufprotzen! Aufgesessen! Batterie marsch! Batterie Galopp!“

In wildem Galopp, Zügel verhängt, Spitzenreiter tief auf die Pferdehälse gebeugt, jagte die Batterie durch die

leeren Straßen der Vorstadt. Bolschewistische Patrouillen sprangen zur Seite, taumelten in die Häuser. Jetzt ist man an der Brücke. Bolschewistische Kompagnien sind im Anmarsch, grau entwickelt sich drüben Infanterie. Am Brückeneingang springt die Batterie Schlageter von den Protzen. Die Geschütze werden herumgedreht. Der erste Schuß sitzt in den dichten Kolonnen. Schuß auf Schuß, und wenn die Rohre glühen.

Drüben beginnt Panik. Rote Fahnen sinken. Auseinanderlaufende Haufen. Am Brückenende liegen hoch die Toten.

Jetzt haben sich die Banden drüben in den Häusern längs der Düna eingenistet. Die Maschinengewehre hämmern über den Strom, hämmern auf die Schutzschilder der Geschütze. Neue Reserven sind herangeholt worden. Die rote Armee hat begriffen, daß dieser Handstreich dem Schicksal von Riga gilt. Da reißt Schlageter selbst ein Geschütz in die Mitte der Brücke und feuert selbst über die Düna in die Masse, feuert in die Häuser. Das Rohr glüht, drüben wird es still. „Batterie Trab!" In diesem Augenblick donnern die Räder der Batterie Schlageter über die mächtige alte Dünabrücke, Infanterie rast hinterher. Das rechte Ufer der Düna ist genommen.

Straßenkampf in Riga. Schon haben deutsche Offiziere die Gefängnisse geöffnet. Den Pastor Eckhard vom Rigaer Dom findet man ermordet. Kurz vor dem Abzug, am 21. Mai, haben die Bolschewisten den alten Herrn, ehrfürchtigen Gottesmann und treuen Diener der Barmherzigkeit, erschossen. In seinem Schreibtisch fand man den Abschiedsbrief an seine Gemeinde. Hier ist er:

„Sollte ich von meiner Gemeinde scheiden müssen, ohne ein Abschiedswort an sie richten zu können, dann gelte dieser Dank als solches Wort und die Mahnung, durch die Not der Zeit sich nicht von Gott abbringen, vielmehr sich mehr und mehr in die Arme des Himmlischen Vaters treiben zu lassen. Sollte ich um meines Zeugnisses willen in Gefangenschaft und Tod kommen, so helfe mir Gott, daß

ich auch in solchen Zeiten nicht schwach werde, vielmehr der Geist der ersten Zeugen auch in mir, dem Schwachen, lebendig sich zeige. Die Gemeinde aber möge auch ihrerseits immer festeren Bekennermut zeigen. Uns kann aus der Not der Zeit nur herausgeholfen werden, wenn, wie ich in meiner letzten Silvesterpredigt hervorheben konnte, die Bereitschaft, auch Märtyrer für die eigene Überzeugung zu werden, in der Gemeinde lebendig wird. Es kann nicht besser werden, solange die, welche sich Christen nennen, so entsetzlich nachgiebig sind und sich jeder Richtung beugen, die etwas rücksichtsloser ihre Ziele verfolgt. Wir wollen auch eine christliche Rücksichtslosigkeit dem entgegensetzen, — sonst wird das Christentum wie ein dumm gewordenes Salz von den Leuten zertreten. Die schönste Frucht meines pastoralen Wirkens wäre dieses, daß ich recht vielen meiner Gemeindeglieder vor Gottes Thron begegnen könnte, als solchen, die sich zu ihrem Gott bekannt vor den Menschen, auch unter schwersten Anfechtungen."

Schlageter war Katholik, die Stelle von dem Zeugnis des evangelischen Pfarrers hat er auswendig gewußt . . .

Die Freude der befreiten Stadt war rührend. Schlageter, sehr frommer Katholik, war nicht der Mann, der sich mit seinem Gott in der Kirche lange auseinandersetzen wollte. Den großen Befreiungsgottesdienst im Rigaer Dom machte er mit. Der alte deutsche Choral „Herrgott, Dir danken wir" brauste durch die Kirche. Der Pastor mußte seine Rede unterbrechen, weil das Weinen der Gemeinde hoch bis zur Kanzel schwoll.

Amerikanische Schiffe brachten Weizen, seit Monaten sahen die gequälten Einwohner Rigas wieder Brot, köstliches Weizenbrot.

*

Inzwischen verhandelte man in Versailles, inzwischen waren am 7. Mai die Friedensbedingungen der Alliierten dem Grafen Rantzau im Trianon-Hotel übergeben wor-

den. Die englische Welt glaubte nicht, daß Deutschland diese Bedingungen annehmen könne und werde. Polen suchte sich Westpreußen und Danzig, das es nach diesen Bedingungen erhalten sollte, vorweg zu nehmen. Deutschland hatte als Kampftruppen nichts als die paar Freikorps zur Verfügung, die oben im Baltikum fochten. Ein Teil wurde jetzt als Schutz gegen die polnische Grenze eingesetzt.

England verhandelte mit den Bolschewisten und sah die größere Gefahr in den deutschen Truppen, die angeblich die Küsten der baltischen See beherrschten. Man wählte das bewährte englische Prinzip. Die britischen Offiziere, die ihr Versprechen gegeben hatten, für die deutschen Formationen im Baltikum und die baltische Landeswehr einzutreten, wurden abgelöst. Englische Batterien standen hinter Wenden, englische Kanonenboote fuhren in die Düna ein. Die deutschen Kämpfer hatten ihre Schuldigkeit getan. Sie hatten den Vorstoß des Bolschewismus geschwächt, hatten Moskau für England verhandlungsbereit gemacht. Druck auf Berlin, die baltische Armee zurückzurufen.

Für die deutschen Abteilungen, die im Baltikum blieben, begann eine Zeit unerhörter Leiden. Letten gegen sie, Esten gegen sie, Litauer gegen sie. Herbst kam und Winter. Ohne Mäntel, in eisiger Kälte, fechtend, Quartier erobernd, hungernd, siegend, wo man siegen wollte, doch fast schon ohne Ziel.

Bei diesen Kämpfen, es ging darum, den Übergang über die Aa zu erzwingen, wird einer der Artilleristen von Schlageter verwundet. Der Mann sinkt vom Floß herunter und droht in dem starken Strom unterzugehen. Schlageter springt ihm nach und zieht ihn ans Land. Aber am Ufer drüben in den niedrigen Bäumen sitzt ein lettischer Scharfschütze und bringt Schlageter einen Steckschuß bei. Schlageter hat nur eine Sorge: „Sagt, Kinder, muß ich fort von meiner Batterie?“

Dann, in diesen Monaten, die nun folgen, werden sie Landsknechte.

Sie glauben nur noch an die Treffsicherheit ihrer Kanonen, und an das sichere Feuern ihrer Karabiner. Die Welt hat sie verlassen. In Weimar schreibt Erzberger in das Stammbuch des „Goldenen Ritters“: Erst tu dein Sach, dann trink und lach.“ In Versailles unterzeichnen Hermann Müller und Dr. Bell einen schändlichen Frieden.

Wo ist Ehre? Wo ist Glaube? Wo sind die Sterne, zu denen man emporsah? Hier im Bereich ihrer Geschütze waren sie Herren, Landsknechte deutschen Schicksals, gehetzt und verlästert, aber größer, tapferer und besser als die Phrasenreichen, die glaubten, mit dem Öle des Geschwätzes Unglück, Unehre und Elend glätten zu können.

Dies ist eine Szene aus der letzten Zeit der deutschen Legion. Schaulen, halb zerschossen im großen Krieg, immerhin noch Stadt, immerhin noch Möglichkeit, daß Dächer über Häuptern von Flüchtlingen waren. An der Bahn nach Tilsit. Baracken aus dem Weltkrieg. Aus allen baltischen Gütern waren die Balten, die Deutschen dorthin geflüchtet. Junge Mädchen, Greise, Mütter mit ihren Kindern, Heimatlose, deren Unglück war, daß ihre Eltern sie einmal mit deutschen Liedern zur Ruhe gesungen, mit deutschen Worten in das Leben geschickt hatten. Der billige Spott der baltischen Baroninnen, den eine verlogene Presse hochgebracht hatte ... ach, der armselige Spott von halben Kindern, die Karabiner trugen, die Ehre ihres Volkes, die Ehre ihrer Weiblichkeit vor lungernden Banden verteidigten ...

Es gibt eine Schilderung eines Mitkämpfers aus diesen Tagen, von denen sonst geschwiegen wird. Ein Zug war von Schaulen losgelassen. Eine Bolschewistenbande überfiel den Zug, in dem „nur Balten“ saßen. Als die Angreifer erkannten, daß der Zug nicht von Militär besetzt war — nur auf dem letzten Wagen stand ein ausrangiertes Geschütz — kamen sie aus den Wäldern hervor. Mit wüstem Geheul liefen sie auf den Zug los, in dem die Wehrlosen saßen. Aber sie hatten sich geirrt, es waren noch ein paar Soldaten in den Wagen. Soldaten, die

gelernt hatten, daß ihr Gewehr das Letzte ist, was man weggeben darf. Schützenfeuer. Das Lumpengesindel stutzte. Dann schoß die Artillerie der Bolschewisten hinein in den Zug. Schreie der Angst, Jammer der Verwundeten. Ein einfacher Soldat der deutschen Legion schrie: „So geht das nicht, wir müssen an die Geschütze!" Die Balten waren niemals feige. Greise, Mädchen mit Gewehren, junge Frauen, die einen Karabiner gereicht bekamen, sprangen aus dem Zug. Aber wenn auch das Gesindel ausriß, die Artillerie der roten Armee schoß hinein in die Frauen und Kinder. Da nahm man das Geschütz aus dem letzten Wagen. Siebzehnjährige Mädchen trugen Munition, vierzehnjährige Knaben rissen die Lafette herum. Zwei verwundete Kanoniere aus der Batterie Schlageter, die dem Tode näher als dem Leben waren, richteten das Geschütz. Es gibt Wunder. Der dritte Schuß traf. Das Geschütz der Bolschewisten schwieg. „Aber neben dem Zuge kniete eine alte Dame mit weißen Haaren neben der Leiche ihres fünfundsiebzigjährigen Gatten, der beim Gegenangriff mit dem Karabiner in der Hand gefallen war. Ihre drei Söhne hatte ihr der erste Bolschewistenkrieg entrissen, ihre Tochter lag tot neben jenem Geschütz."

Am 13. Dezember 1919 überschritten die letzten Truppen der deutschen Legion mit schwarz-weiß-roten Fahnen die deutsche Grenze. Als sie Abschied nahmen, war dies ihr Aufruf, der in den Zeitungen Ostpreußens erschien:

„Ein Jahr lang haben die Truppen im Baltikum die bolschewistische Welle Ostpreußen ferngehalten. Jetzt kehren sie nach Deutschland zurück. Die deutsche Legion, die neben der Eisernen Division den Hauptbestandteil der aus Deutschen bestehenden Teile der russischen Westarmee bildete, steht unmittelbar an der Grenze. Wie bei jedem Rückmarsch hat sich auch dieses Mal ein Schwarm von nicht zur fechtenden Truppe gehörenden Leute vor der Front hergewälzt. Eine aus früheren Kriegen und vom November 1918 her bekannte, traurige Erscheinung. Die Legion hat mit diesen Glücksrittern

und Abenteurern nichts gemein. Sie besteht aus Männern, die in alter einfacher Soldatenart dem Vaterlande dienen und ehrlich sterben wollen. Die letzten Kämpfe und die Marschtage bei schlechter Witterung haben die Truppe äußerlich mitgenommen. Man lasse sich hierdurch nicht täuschen. Die Worte Friedrichs des Großen, die er einem General zurief, der von friedlicherem Kriegsschauplatze kommend, eine glänzend gekleidete Truppe in Parade vorführte, passen auch hier: „Meine Kerls sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen."

Wir kehren mit warmem deutschen Herzen in die Heimat zurück und hoffen, mit denselben Empfindungen aufgenommen zu werden."

Als einer der letzten geht Schlageter mit seiner Batterie aus dem Lande, das nun entdeutscht wird. Seit über tausend Jahren haben diese Städte, Riga, Mitau, Dorpat, Reval, deutsche Kultur, deutschen Namen und Glanz getragen. Auch wer ohne Sentimentalität auf die deutsche Kulturrechnung blickt, die dies Jahrhundert brachte, es ist dies ein sehr hoher Verlustposten, daß jahrtausendaltes Deutschtum dort verlöscht wurde.

Wie eine Fackel im Schlamm der Torheit und des Hasses.

III.

Major von Löwenfeld hatte die deutsche Legion, die letzte zusammengeschmolzene und zerkämpfte Schar über die deutsche Grenze zu den Quartieren bei Tilsit geführt. Die Batterie Schlageter, militärisch am festesten noch zusammengeschweißt, wurde geschlossen bei der dritten Marine-Brigade aufgenommen. Die Brigade gehörte noch nicht zur Reichswehr und stand im Grenzschutz in Oberschlesien. Weit auseinandergezogen deckte sie das Hinterland gegen die Versuche der Polen, mit Gewalt die unumstößliche Tatsache des polnischen Schlesiens zu schaffen. Der Kommandeur war Korvettenkapitän von

Löwenfeld, ein Bruder des letzten Führers der deutschen Legion.

Im Lager zu Lamsdorf bringt Schlageter seine Batterie wieder in Ordnung. Auch ein Teil seiner Leute hatte den Winterfeldzug ohne Mäntel in zerrissenen Schuhen mitmachen müssen. Ihm kam der Gedanke, daß jetzt, nachdem er sah, wie Treue und Kampf für das Vaterland in dem neuen Deutschland belohnt wurde, wieder nach Freiburg zurückzukehren und weiter zu studieren. Aber im Grunde konnte er um diese Zeit schon nicht mehr in der Enge mühseligen Brotstudiums leben. Er war jetzt wieder Jahre im Krieg gewesen, hatte die Mitte der Zwanzig überschritten, hatte erlebt, was Mannesmut und Manneswort unter Kameraden galt. Wie sollte dieser glühende Mensch seine mächtige Soldatenfigur zwischen die blassen Neunzehnjährigen auf den Hörbänken drängen? Vielleicht — er hatte ja Energie, wäre es gegangen, aber da waren die anderen, die Batterie Schlageter, die in tausend todesschweren Stunden alles für den Führer getan hatten. Er kannte jedes Gesicht, er wußte um jedes Schicksal. Man gehörte zusammen „auf Gedeih und Verderben, auf Leben und Sterben", wie das alte Lied hinter den Trommeln klang.

Die Brigade Löwenfeld wurde im Ruhrgebiet eingesetzt. Mit russischem Geld war dort der Bürgerkrieg zu wirklicher Flamme geworden. Rote Truppen, rote Ambulanzen, ein roter Stab. Bürgerkrieg. Arme, verhetzte Menschen, die an die Macht und Wahrheit der Worte dieser bedenkenlosen Agitatoren glaubten, wollten das unsägliche Unglück Rußlands über Deutschland heraufbeschwören.

Die Brigade Löwenfeld tat ihre Pflicht. Es war eigentlich selbstverständlich, daß gegen diese stahlharten, wahren Soldaten der Pöbel der Städte und die verführten Mitläufer nicht standhalten konnten. Trotzdem, ein schwerer Kampf. Ein Kampf, in dem nicht nur Deutschland brennt, sondern das Herz.

Bei diesem Vormarsch hat Schlageter kein Wort ge-

sprochen. Durchmarsch durch öde Heideflächen mit großen westfälischen Bauernhäusern dazwischen. Am Horizont wie Runen eines ungeheuren Geschehens Fabrikschlote und Esse an Esse. Kein Krieg, eine harte und schwere Pflicht.

Es gibt da eine Episode, wie Schlageter ein Gefecht entscheidet. Mit seinen Geschützen im Galopp durch Straßengraben vor. Schlageter neben dem ersten Geschütz.

Er hat vielleicht damals hinter Voltrup, Gladbeck das Herz des Widerstandes zerbrochen, er hat nie viel davon gesprochen.

Bürgerkrieg. Seine Lippen waren schmal wie zwei Sicheln, wenn er je davon sprach.

Als die Auflösung der Brigade im Sommer im Sennelager durchgeführt wurde, blieb Schlageter mit den Leuten seiner Batterie zusammen. Er bemühte sich um Arbeit und erhielt eine Anzahl Stellen für Landarbeiter in Ostpreußen und Pommern zugewiesen. Auf einem größeren Gute, wo die Mehrzahl seiner Leute arbeitete, bekam er einen Posten als eine Art „besserer Vorarbeiter", wie er es selbst genannt hat. Nach der Ernte aber wurde die ganze Kolonne entlassen. Der Winter kam früh in diesem Jahr, und Schlageter nahm in Königsberg mit seinen Leuten Arbeit an als — Schneeschipperkolonne. Er brachte sogar in diesem Winter eine Art grimmigen Humors auf, wenn er Wegearbeiten beaufsichtigte oder auch selbst den Spaten in den Schnee stieß. Für die Frühlingsbestellung hatten alle seine Leute in geschlossener Gruppe schon wieder Arbeit in Aussicht.

*

Im Februar des Jahres 1920 übernahm General Le Rond mit seinen französischen Bataillonen die Herrschaft über das deutsche Oberschlesien. Das Land verlor von diesem Augenblick an seinen Namen. Es hieß „Territoire Plebiscite de la Haute Silesie" und es verlor sein Recht; die Interalliierte Kommission in Oppeln regierte.

Französische Formationen bezogen in allen wichtigen Ortschaften Quartier; daneben Italiener, die in der

Hauptsache aus den italienischen Alpenregimentern genommen waren, und englische Offiziere und Kommissare.

Jetzt war die Erntezeit für Korfanty, dem ehemaligen deutschen Abgeordneten und dem Leiter des Kampfes für ein polnisches Oberschlesien, gekommen. Die polnische Regierung versah ihn mit ganz außerordentlich hohen Geldmitteln.

Er errichtete im Hotel Lomnitz in Beuthen sein Hauptquartier und richtete an allen größeren Orten Oberschlesiens Unterkommissariate ein.

Korfanty war Meister darin, den Krieg im Dunkeln zu organisieren. Agenten und Spitzel belauerten jedes deutsche Wort im Abstimmungsgebiet. Polnische Hetzblätter schossen aus dem Boden wie Pilze in regenfeuchten Sommern. Ein ganzes System von Lügen wurde aufgebaut.

In Oppeln aber saß General Le Rond, entschlossen, jedes polnische Spiel mitzuspielen, entschlossen, die Gerechtigkeit zu einer Dirne zu machen.

Man ging systematisch vor. Die deutsche Polizei wurde aufgelöst. An ihre Stelle trat die Abstimmungspolizei — die Apo —, die angeblich paritätisch zusammengesetzt sein sollte. Aber der Sokol-Ausweis genügte für die Anwerbung der polnischen Mannschaften und Offiziere, die schon dadurch ein selbstverständliches Übergewicht hatten, daß sie sich in jedem Augenblick auf die Macht der französischen Bajonette stützen konnten.

Deutsche Post- und Eisenbahnbeamte, die nicht in Oberschlesien geboren waren, erhielten den Abschied und wurden durch polnische Beamte ersetzt.

Es gab zwei Grenzen für das unglückliche Land. Die Demarkationslinie gegen das unbesetzte Deutschland und die alte deutsch-polnische Grenze. An der Demarkationslinie standen bald an allen wichtigen Chausseen, Wegen und Übergängen französische Posten, die ihre Instruktion, das Land abzuschnüren, auf das genaueste befolgten. Die Grenze nach Polen aber blieb so gut wie offen. Waffentransporte und ganze Trupps der Polska Organisacija

Wojenna (P. O. W.) der polnischen Insurgentenorganisation, gingen jederzeit ungehindert über die Grenze, die zu den entscheidenden Zeiten überhaupt kaum noch vorhanden war.

Diese polnischen Stoßtrupps drangen mit Messern und Gummiknüppeln in deutsche Versammlungen. Führer des Deutschtums wurden auf offener Straße erschossen oder viehisch mißhandelt. Bewußt setzte Korfanty die Wirkung des Terrors in seine Rechnung ein. Handgranatenattentate, Bombenwürfe, Überfälle . . . die deutsche Bevölkerung sollte nicht wagen, auch nur an die Möglichkeit zu denken, ihre Stimme zu erheben. Es war oft für die angegriffenen Deutschen nicht einmal möglich, sich des Mordgesindels zu erwehren, denn im Augenblick, da solche Selbstwehr einsetzte, erschien französische Militärpolizei und verhaftete — den Deutschen.

Die Gefängnisse in Oppeln und Kosel, die unter französische Verwaltung gestellt wurden, füllten sich mit Opfern französischer Justiz.

So beherrschte die Bojowka Polska, die Kampforganisation Korfantys, Stadt und Land. Die organisierte Herrschaft des Banditentums fand die deutsche Bevölkerung ohne fremde Hilfe, fast ohne Organisation und ohne Möglichkeit der Abwehr.

Krieg im Dunkeln. Schlageter stellte, als er darum gebeten wurde, sich einer kleinen Gruppe zu allem entschlossener Leute unter Führung des Freikorpsführers Heinz Hauenstein zur Verfügung. Diese Gruppe nahm den Kampf gegen Korfantys Terror auf. Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Die Gruppe arbeitete mit den Mitteln und nach den Regeln einer Geheimorganisation. Falsche Namen, falsche Ausweise, wechselnde Stichworte. Krieg im Dunkeln.

Der Einsatz von Mut, von Entschlossenheit und von Entsagung für solchen Kampf ist vielleicht noch größer, als wenn die Uniform die Ehre des Kämpfers deckt und ein Rest von kriegerischen Gesetzen, der auf beiden Seiten anerkannt wird, das Portepee schützt. Man trägt harten

Entschluß in der Brust, aber darüber die Uniform des Geschäftsreisenden . . .

Es war merkwürdig, welche Aufmerksamkeit ein harmloser Geschäftsmann, der soeben die Bahnhofshalle in Beuthen verließ, unter den umherstehenden fragwürdigen Gestalten erregte. Da standen im grauen Licht der Halle ein paar Gruppen zusammen. Gesichter, in denen Frechheit und Laster Zeichen geritzt hatte. Nagelneue Gamaschen, nagelneue Sportmützen, die in den Nacken geschoben waren. Um den Hals lange schwere Wollschals. Der eine oder andere sah in ein schmieriges Notizbuch. Es waren die Bahnhofsposten der Bojowka Polska. Der Geschäftsreisende, der da mit seinem Köfferchen aus dem Zuge stieg, sollte ein deutscher Stoßtruppführer sein, der den Spitznamen „Heinz" trug. Gestern hatte eine Agentin aus Breslau nach dem Hotel Lomnitz angerufen, daß dieser Heinz, ein ehemaliger deutscher Offizier, wahrscheinlich nach Beuthen kommen würde.

Der Reisende schlenderte, ohne scheinbar viel auf die Beobachter zu achten, mit seinem Musterköfferchen die Kaiserstraße hinunter und trat in das Café Hindenburg. In einer Ecke, von der aus er das ganze Lokal übersehen konnte, ließ er sich nieder. Die Leute mit den neuen Gamaschen traten zu zweien und dreien auch in den Raum und besetzten die Plätze in seiner Nähe. Den Reisenden schien das nicht sehr zu stören, er summte die Operettenschlager mit, die man in Beuthen noch für modern hielt. „Die Mädels, die Mädels, die Mädels vom Chantant, die nehmen die Liebe nicht so tragisch." Nur ein besser als die polnischen Stoßtrüppler ausgebildeter Beobachter hätte bemerken können, daß er hin und wieder mit mehreren jungen Herren, die im Hintergrund des Lokales saßen, Blicke wechselte. Plötzlich zahlte der Mann und ging. Er hatte das Geld genau abgezählt in der Hand. Erregt riefen die Bojowka-Leute nach dem Kellner. Der Reisende hatte das Lokal aber schon längst verlassen und folgte schnellen Schrittes einem jungen blonden Manne, der helle, wache Augen im Gesicht hatte. Der führte ihn durch eine

Seitenstraße in ein Bierlokal, wußte einen zweiten Ausgang, stand wieder mit ihm auf einem Seitengäßchen und verschwand mit ihm im Hinterstübchen einer kleinen deutschen Weinstube.

Schlageter drückte die Hand von Heinz. „Die Genossen wären wir los! Ich glaube ja nicht, daß die Kerle im Café mit Schießereien angefangen hätten, aber ihre Hände waren so verdammt verdächtig oft in den Rocktaschen."

„Was gibt es Neues, Schlageter?"

„Hier sind ein paar Photos von den wichtigsten Briefen, die aus dem Hotel Lomnitz im Laufe dieser Woche an die Unterkommissariate abgegangen sind. Sie stammen von Wilhelm, dem polnischen Kurier. Wüster Lümmel übrigens, riecht auf drei Meter gegen den Wind nach Schnaps. Aber ich glaube, die Sachen sind wichtig."

„Natürlich, Schlageter, sind die Sachen wichtig. Man muß nur aufpassen, daß der Mann nicht nach beiden Seiten arbeitet."

Schlageter lächelte. „Er wird sich hüten, er bekommt deutsche Mark und lebt in der Furcht des Herrn ... Was gibt es sonst noch?"

Schlageter straffte die Haltung wie früher zu einem militärischen Rapport. „Die Angelegenheit Theophil Kupka ist inzwischen aufgeklärt. Ich fasse zusammen: Theophil Kupka war lange Zeit engster Mitarbeiter Korfantys. Durch dauernde Einstellung von Kongreßpolen in die Plebiszitabteilung hatte er jedoch den Eindruck, daß er zurückgesetzt würde. Er gründete einen Bund Oberschlesischer Plebiszitbeamter mit der Losung „Oberschlesien den Oberschlesiern. Aus dem Lande mit den Kongreßpolen!" In dieser Beziehung jedoch verstand Korfanty keinen Spaß. Kupka sollte in ein Auto geworfen und nach Sosnovice hinübergebracht werden. Aber im letzten Augenblick rettete er sich. Er gründete nun — jetzt nahm er deutsche Hilfe an — in Beuthen die Zeitung, die Sie ja kennen, „Wola Ludu" — „Volkswille" — in der er die interessantesten Dinge über Kor-

fanty veröffentlichte. Seitdem stand neben seinem Namen ein Kreuz in den Listen Korfantys. Vorgestern nachmittag verlangten zwei Leute, die wie Handwerker aussahen, ihn in seiner Wohnung zu sprechen. Seine Frau rief ihn auf den Flur hinaus. Kaum hatte er die Tür seines Arbeitszimmers geschlossen, da krachten drei Schüsse. Er brach tot zusammen. Wirrwarr, wie Sie sich vorstellen können, Heinz! Die Schweinehunde konnten in dem Schlamassel entfliehen, natürlich zum Lomnitz-Hotel. Dort stand ein Auto fertig und hat sie bei Eichenau über die Grenze gebracht. Wie feststeht, hat Korfanty persönlich unter Zusicherung von Offizierstellen in der polnischen Armee den Auftrag erteilt! Na, muß 'ne feine Armee sein!"

Inzwischen sitzen andere Angehörige der Organisation an dem kleinen Tisch. Einer berichtet: „Gestern in Kattowitz hätte man Schlageter und mich fast geschnappt. Wir zwei sitzen seelenvergnügt im Wartesaal dritter Klasse, als auf einmal sämtliche Ausgänge durch französisches Militär abgesperrt werden. Durchsuchung nach Waffen! Jeder Reisende wird von oben bis unten nach Waffen abgetastet. Schöne Geschichte! Wir hatten natürlich unsere Armeerevolver bei uns! Da legt Schlageter seine Sportmütze auf den Schoß, praktiziert den Revolver aus der Tasche und schiebt ihn unter die Mütze. Dann schiebt er beides ruhig auf den Tisch. Weiß Gott, blöde Situation, aber ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren, als ich es ihm nachmachte. Da stand auch schon ein französischer Unteroffizier vor uns. Er muß Burgundertrinker gewesen sein. Er hatte den Typus von gewissen Etappenmajoren. Er tat sehr energisch. Übrigens sprach das Biest leidlich deutsch. „Sie haben keine Waffen bei sich?" „Nein, das ist mir zu gefährlich!" „Wo ist Ihr Gepäck?" Sorgfältig durchsuchten sie unseren armseligen Musterkoffer. Sie fanden natürlich nichts. Der Mann mit der Burgundernase sah Schlageter noch einen Augenblick durchdringend an. Albert aber verzog nicht einmal das Gesicht. Die Mützen auf dem Tisch

hatten natürlich für die Leute kein Intereſſe. Immerhin waren wir etwas erleichtert, nicht wahr, Schlageter, als wir unſere Revolver wieder in der Taſche hatten."

*

Mitten im Abſtimmungsgebiet liegt das Städtchen Koſel. Hier haben die Franzoſen das zweite interalliierte Gefängnis eingerichtet. Vom Zentrum der interalliierten Truppen ſcheint es ausgeſchloſſen, eine Flucht zu wagen. Aus dem überfüllten Gefängnis von Oppeln, in dem ſie wochenlang auf ihre Aburteilung warten mußten, wurden die deutſchen Oberſchleſier, für die in der Hauptſache dieſe Gefängniſſe geſchaffen waren, nach dem Urteil nach Koſel abtransportiert, meiſt zu langjährigen Zuchthausſtrafen verurteilt. Von Koſel ſollten die Verurteilten dann in geſchloſſenen Transporten in franzöſiſche Zuchthäuſer abgeſchoben werden. Im Ort war ein Bataillon italieniſcher Alpini und eine Hundertſchaft Apo ſtationiert.

Siebzehn junge Deutſche waren Ende Februar 1921 in dies Gefängnis eingeliefert worden. Jeder von ihnen hatte nur ſeine Pflicht gegenüber dem Vaterlande getan. Keiner von ihnen hatte eine ehrenrührige Handlung begangen. Aber ... in der Mantelnote, die den Vertrag von Verſailles begleitet, befindet ſich der Satz, der auf Deutſchland Bezug haben ſoll, daß die Preußen ihre Untertanen mit der Lehre vertraut gemacht hätten, „daß in den internationalen Verwicklungen Gewalt Recht heißt". Die Franzoſen wollten beweiſen, daß die Schamloſigkeit ihrer Nation nicht fremd ſei. Dieſer Satz, der in der Tat in der Mantelnote des Vertrages ſteht, wurde das Geſetz, nach welchem alles Deutſche in der Welt behandelt wurde. Dieſe ſiebzehn jungen Leute hatten alle langjährige Zuchthausſtrafen von dieſem famoſen Gerichte in Oppeln erhalten. Sie hatten alle das Verbrechen begangen, ihr Vaterland zu lieben und Ehre im Leibe zu haben.

Die Lage dieſer ſiebzehn Menſchen war hoffnungslos eigentlich. Sie wußten, daß die deutſche Regierung

machtlos und willenlos war. Diese Regierung, die von Phrasen lebte, konnte nicht verhindern, daß diese ungerecht verurteilten deutschen Oberschlesier vielleicht schon in ein paar Tagen quer durch Deutschland, ihr Vaterland, in französische Kerker gebracht wurden. Vielleicht drohte ihnen die Hölle von Cayenne. Hatte man sie vergessen? Gab es keine Männer in Deutschland mehr? Man hofft bis zum Tode. Diese waren jung. Sie konnten sich nicht vorstellen, daß es ein Land gibt, das nichts für die tun kann, die aus zu großer Liebe am Vaterlande gefrevelt haben.

Als ein später Nachmittag in frühen Abend überging, trafen im „Deutschen Haus" in Kosel mehrere Herren im Auto ein. Sie forderten Garage für den Wagen und begaben sich in die Stadt. Einer der Herren kam bald mit einem Apo-Wachtmeister zurück und unterhielt sich lange Zeit flüsternd mit ihm in einer stillen Ecke des Hotels. „Also abgemacht! Heute um ein Uhr, wenn wir am ersten Tor schließen, öffnen Sie uns das innere Tor. Alles weitere ergibt sich dann von selbst. Müssen Sie morgen fliehen, Sie wissen, in Breslau gibt es Unterkunft und Arbeit für Sie. Hauptsache: Maul halten. Schweigen ist hier die Seele vom Buttergeschäft!"

„In Ordnung, Herr Oberleutnant. Habe die ganze Apo mit ihrer Gesinnungsschnüffelei satt. Außerdem habe ich mein E. K. I. Erwischt man mich morgen, läßt es sich nicht ändern. Wenn nicht, na, dann wiederholen wir die Sache bei der nächsten Sammlung. Hier sind die Schlüssel zum äußeren Tor. Punkt ein Uhr beginnt mein Dienst."

Händedruck. „Die armen Kerls in ihren Zellen werden Ihnen für ihr Leben dankbar sein. Also ..."

Ein Blick, nochmal ein Händedruck.

Man vermied für den Abend das Hotel, nur der Chauffeur mußte im „Deutschen Haus" bleiben. Er hatte eben seelenvergnügt sein Abendessen zu sich genommen, als ein französischer Beamter in Begleitung mehrerer Italiener ins Lokal trat und sofort auf ihn zuschritt.

„Ihren Paß, bitte!“

„Hier!“

„Sie heißen Winkler? Der Paß scheint in Ordnung zu sein. Haben Sie Waffen bei sich?“

„Nein!“

„Sie sind im Auto hier, was wollen Sie in Kosel?“

„Ich habe keine Ahnung, ich bin ja nur Chauffeur. Soviel ich weiß, wollte mein Herr hier etwas kaufen.“

„Wer ist Ihr Herr?“

„Ein Herr Silber aus Breslau. Ich glaube, er will hier um ein Grundstück handeln. Genau kann ich es nicht sagen.“

„Stehn Sie auf, führen Sie uns zum Wagen.“

Ruhig führte Winkler sie auf den Hof, dort untersuchte man den Wagen in allen Teilen. Als die Hintersitze herausgerissen werden, stoßen die Italiener aufgeregte Rufe aus. Sie benehmen sich wie die Irrsinnigen. Ihre Hände erzählen ganze Romane.

Im Kasten liegen still und friedlich zwei schußfertige Maschinenpistolen. Winkler erklärt, er heiße Winkler und wisse von nichts. Man stößt ihn auf den Chauffeursitz, und mit vorgehaltenem Revolver wird er gezwungen, zum Quartier der Italiener zu fahren. Dort stellt man den Wagen in den Hof und Winkler in eine Ecke der Wachtstube. Hier stand er stundenlang, schließlich vor Erschöpfung am ganzen Körper zitternd, bis ihm ein sizilianischer Korporal erlaubte, sich zu setzen.

Inzwischen schlichen kurz vor ein Uhr nachts ein paar Gestalten durch den dunkelblauen Schatten vor dem Koseler Gefängnistor. Es ist ganz still. Nur der Wind greift über das Dach und singt ganz leise in den schwarzen Drähten des Telephons. In der Stadt, man hört es bis hierher, gröhlen ein paar Betrunkene. Irgendwo bellt wie rasend ein Hund. Das Schloß schnappt, und leise kreischend öffnet sich das Gefängnistor. Schnell verschwinden die Gestalten. Im Innern des Gefängnisses öffnet sich geräuschlos das zweite Tor. Ganz leise Zurufe. Mit entsicherten Revolvern eilen die Befreier die

Gänge entlang. Der Gefängnisaufseher, der nicht eingeweiht ist, schläft wie ein Bär. Man hat nur nötig, ihn in seiner Zelle einzuschließen. Im ersten Stock ist der französische Gefängnisleiter untergebracht. Kaminski, einer der deutschen Gruppe, eilt lautlos nach dort. Unterdessen sind die andern in die Schreiberei gegangen und haben aus den Büchern die Zellennummern der deutschen Gefangenen festgestellt.

Noch versucht man, Komödie zu spielen, falls unberufenes Ohr etwas hören sollte.

„Fertigmachen zum Transport nach Metz!“ Entsetzt fahren die Schläfer in die Höhe.

„Nach Breslau“, flüstert es ganz leise hinterher. Blitzschnell ist alles von den Pritschen herunter. Halb angezogen taumeln sie heraus auf den Gang. Ihre Haare sind verwirrt wie ihre Gedanken. Mit offener Hemdbrust, groß aufgerissenen Augen stehen sie da.

Kaminski hat währenddessen leise die Tür zum Schlafraum des französischen Kommandanten geöffnet. In der einen Hand den Revolver, in der anderen die Blendlaterne, so schleicht er sich in das stockdunkle Zimmer. Da gibt es Bewegung in der Ecke, wo das Bett stehen wird.

«Que voulez-vous?»

Mit einem Sprunge ist Kaminski am Ende des Zimmers, und im grell aufblitzenden Scheinwerferkegel erscheint der jäh aus den Kissen in die Höhe gefahrene Franzose. Geblendet vom grellen Licht hält er die Hand vor die Augen.

«Sacre nom de dieu!»

Als er die Hand von den Augen läßt, blickt er in den Lauf eines Revolvers. Sein eigener liegt schußbereit neben ihm auf dem Stuhl, aber ein Knacken, das man nicht mißverstehen kann, veranlaßt ihn, langsam die Hände nach oben zu heben.

«Pardon, pardon! J'ai des enfants. Mille pardon!»

„Reg' dich nicht auf und sei ruhig, Junge, sonst ...“

Die Revolvermündung kommt wieder peinlich nah.

Jetzt kommt einer der Befreier von unten und hält ein paar kräftige Stricke in der Hand. Wortlos wird der französische Kommissar mit Armen und Beinen kunstgerecht am Bett festgebunden. Man gibt ihm einen leichten Knebel in den Mund. „Damit du nicht in Versuchung kommst, mein Junge!“

Kaminski nimmt den Dienstrevolver des Kommissars, um ihn zu sichern. Plötzlich kracht ein Schuß, der in den Gängen des Gefängnisses ein hallendes Echo findet. Der Revolver war von selbst losgegangen.

Jetzt war jede Vorsicht vergebens. Alles eilte dem Ausgange zu. Einer der Verurteilten war schwer kriegsverletzt. Er mußte abwechselnd getragen werden. Gott sei Dank, die Straße ist noch frei!

„Die Buchenallee hinunter nach dem Friedhof! Da sind die Autos!“

Man kann keine Rücksicht mehr nehmen. Laut hallen die flüchtigen Schritte durch die stockdunkle Nacht.

Am Friedhof stehen nur zwei Autos.

„Wo sind die anderen Wagen? Fünf sind doch heute aus Breslau abgefahren! Wo ist Winkler? Halloh, Winkler! Der war doch mit seinem Wagen schon in Kosel! Hat der Kerl etwa die Zeit verschlafen?“

Alles läuft erregt durcheinander. Da ertönt hart, scharf die Stimme des Gruppenführers. „Das nützt nun nichts mehr. Wir müssen die Wagen eben ihrem Schicksal überlassen. Hier sind Waffen. Zunächst allen Befreiten einen Revolver. Ihr werdet ja Eure Freiheit schon zu verteidigen wissen. Und nun los. Jeder Wagen bricht durch, so gut er kann. Die Wegesicherung über Oberglogau hat Schlageter mit seinen Leuten übernommen. Ist Oberglogau oder die Grenze vor uns alarmiert, so benachrichtigt uns Schlageter durch Radfahrer. Das geht in Ordnung. Gute Fahrt! Abfahren!“

Schnell verteilen sich die vierundzwanzig Mann auf die zwei Wagen. Sie liegen kreuz und quer im Innern. Ein paar Mann stehen mit gezogenen Revolvern auf den Trittbrettern. Die Motore springen an. Schon jagen die

Wagen durch die Nacht. Baumreihen fliegen vorüber. Dunkle Dörfer, Wegkreuzungen. Vorüber. Ab und zu taucht aus dem Scheinwerferlicht am Straßenrand ein Radfahrer auf. Er hebt drei Finger der Hand und gibt das Zeichen für freie Fahrt. Schlageter ist auf dem Posten.

Die Autos nähern sich Oberglogau. Wird man noch durchkommen? Das erste Auto mit siebzigpferdigem Motor hat einen Vorsprung. Brausend schießt der Wagen durch die menschenleeren Straßen. Kurz vor dem Marktplatz stellt sich eine Apo-Patrouille in den Weg. „Vollgas weiter!" Rücksichtslos jagt der Wagen mitten unter die Posten, daß sie entsetzt zur Seite springen. Aus dem vorbeisausenden Wagen ruft einer den Beamten zu, um sie irrezuführen: „Haben Sie vor uns nicht ein Auto gesehen?" Aber schon ist der mitternächtliche Spuk vorbei. Die Apos trillern auf den Polizeipfeifen. Alarm. Von allen Seiten Patrouillen. Das zweite Auto kommt, merkt schon die Bewegung in Oberglogau, wendet kurz vor der Einfahrt ab und schlägt den Umweg über Blaschwitz und Alt-Zülz ein.

An der Landstraße Obersdorf-Zülz stehen die Grenzposten. Als im Scheinwerferlicht des ersten Wagens die deutschen Grenzschranken auftauchen, stimmt einer der befreiten Gefangenen die Wacht am Rhein an. Auf einmal bricht das Lied wie ein Fanal aus dem dahinjagenden Auto. Dunkle Felder und Einsamkeit umher. Ganz fern im Osten schon blaßgelber Himmel.

„Der Schwur erklingt, die Woge rinnt ..."

Der französische Kontrolleur denkt, die wilde Jagd fahre vorüber. Er schließt die Tür seines Häuschens zu. Schranke hoch. Man ist in Deutschland, das auch nicht frei ist, aber wenigstens nicht in der Gewalt französischer Bajonette.

Zehn Minuten später überschreitet auch das zweite Auto die Demarkationslinie.

Die Befreiung war gelungen, doch fehlten noch drei Autos mit ihren Führern. Zwei Wagen treffen im ersten

Morgengrauen ein, sie hatten Pannen gehabt und waren zu spät am Sammelplatz eingetroffen.

Ernst blieb nur noch das Schicksal Winklers. Man war entschlossen, ihn nicht im Stich zu lassen. Er saß noch immer in Kosel. Gegen drei Uhr nachts wurde er unsanft geweckt. Müde war er auf seinem Stuhl in der Wachtstube eingeschlummert. Wilde Jagd raste in das Zimmer. Draußen heulten Sirenen. Italienische Alpinis stürzten halb angezogen in die Wachtstube, griffen nach ihren Waffen und verschwanden. Ein Trompeter blies aufgeregt Signale. Winkler wußte, warum.

Ein italienischer Offizier trat herein. „Machen Sie Ihren Wagen fertig, Sie müssen uns sofort fahren!"

Winkler war gar nicht abgeneigt. Müdigkeit war verschwunden, frisch saß er am Steuer. Der italienische Offizier setzte sich neben ihn und legte den entsicherten Revolver auf die Knie. Die Rücksitze nahmen zwei Apo-Beamte ein. „Los! Richtung Oberglogau. Aber Vollgas!"

„Verdammt", dachte Winkler, „das ist ausgerechnet der richtige Weg! Erstens muß man langsam fahren. Überhaupt! Außerdem schießen unsere Leute uns ohne Zögern eine Volladung Kugeln in den Wagen, wenn wir ihnen zu nahe kommen. Also, wozu ist man Chauffeur? Ein Chauffeur hat immer recht." Ab und zu versagte die Benzinzuführung. Ab und zu versagte der Motor. Ab und zu versagte die Zündung. Ab und zu war die Steuerung kaputt.

Der Leutnant fluchte in sämtlichen Sprachen der Welt. Aber auch ein italienischer Versaglierileutnant, mein Gott, ein italienischer Versaglierileutnant ist machtlos gegen einen Chauffeur und seinen Motor! Das Auto ging eben nicht. Mit der notwendigen Verspätung traf man an der Demarkationslinie ein. Die Flüchtlinge waren selbstverständlich längst in Sicherheit. Am Grenzübergang standen bereits alarmierte italienische Truppen. Der Leutnant stieg mit einem Apo-Beamten ab. Der andere Beamte blieb zur Bewachung bei Winkler. Plötzlich hörte der hinter sich flüstern: „Mensch, hau' ab!"

Erſtaunt ſah Winkler ſich um und erkannte den Wachtmeiſter, der den Schlüſſel gegeben hatte. Es war nicht nötig, mehr zu Winkler zu ſagen. Er tat, als ob er den Wagen umlenken wolle, ließ den ſchweren Motor anſpringen, ſchaltete plötzlich auf höchſte Geſchwindigkeit und fegte mit einem Ruck ab, auf deutſches Gebiet hinüber.

Die paar Kugeln, die von den überraſchten Italienern nachgeſandt wurden, ſchadeten nichts mehr. Sogar die beiden Maſchinenpiſtolen lagen noch friedlich und wohlverwahrt hinten im Wagen.

Nicht alle Unternehmungen waren ſo glücklich. Bitter traurig erging es zwei anderen Angehörigen der Gruppe. Der kleine Bürkner und die Agentia Lucie X hatten ſich in Myslowitz eingelebt und glänzende Verbindungen zur P. O. W. angeknüpft. Lucie X war die Tochter eines hohen Beamten und hatte ſich aus glühender Vaterlandsliebe in den Dienſt der Sache geſtellt. Sie war eine kleine, zarte Perſon mit lebhaften, klugen Augen und ſprach fließend polniſch. Die Nachrichten der beiden waren wichtig und zuverläſſig.

Eines Tages ſitzen ſie gemeinſam bei der Arbeit, als die Tür aufgeriſſen wird und ein paar wüſte, nach Alkohol duftende Kerls hereinſtürzen:

„Verflucht pieruna! Ihr ſeid verhaftet! Euch verdammten Schweinen werden wir das Spionieren ſchon abgewöhnen!“

Lucie, die den Mund zu einer erſtaunten Frage öffnen will, erhält eine Ohrfeige, daß ſie gegen einen Schrank taumelt. Dann werden ihnen in roheſter Weiſe die Hände auf den Rücken gebunden, und mit Rippenſtößen werden ſie die Treppe hinunterbefördert. Unten vor dem Haus ſteht ein Auto. Leute ſehen erſtaunt und entrüſtet dem Vorgange zu. Aber keiner getraut ſich zu helfen. Die Bojowka holt ſich neue Opfer. Ein Apo-Beamter, der zufällig vorbeikommt, verſchwindet ſchleunigſt in einem Hauseingang.

Wie zwei Säcke werden die beiden in das Auto geworfen und in raſender Fahrt geht es nach Eichenau. Dort

führt man sie in ein Büro. Der Führer, ein polnischer Offizier, beginnt das Verhör. Im Hintergrunde stehen wilde Gesellen, die in nicht mißzuverstehender Weise mit Knüppeln drohen.

„Sie sind beide der Spionage gegen Polen angeklagt! Gestehen Sie?"

„Das ist ja ganz ausgeschlossen", ruft Bürkner. Aber da nähern sich schon aus dem Hintergrunde ein paar Kerls, packen den sich Wehrenden und ziehen ihn über einen bereitstehenden Tisch.

„Den verdammtem Pierum wollen wir's beibringen!" Und wie auf Kommando schlagen sie mit Gummi- und Holzknüppeln, Ledergurten und so weiter auf ihn los. Bürkner brüllt und versucht, sich zu wehren. Ein Schlag über den Kopf läßt ihn verstummen. Die gefühllosen Burschen legen ihn auf den Rücken und begießen sein Gesicht mit Wasser. Als er wieder zu sich kommt, hagelt es von neuem fürchterliche Schläge, von höhnischen polnischen Flüchen begleitet. Der polnische Offizier sieht ruhig zu und wirft nur ab und zu prüfende Blicke auf Lucie, die sich entsetzt abgewandt hat und weint.

„Gestehen Sie nun?"

„Ich kann nichts gestehen!"

„Dann wird es Ihnen genau so gehn wie dem da!"

„Um Gottes willen! Barmherzigkeit! Aber ich kann wirklich nichts gestehn."

„Verdammte deutsche Kröte! Dir werden wir's beibringen! Der da hat genug, jetzt kommt die hier dran!"

Wie ein Stück Vieh werfen die Henker Bürkner in eine Ecke und packen Lucie, die sich auf den Boden geworfen hat und um Gnade schreit. Erbarmungslos schleppen sie sie auf den Tisch. Schon nach den ersten Schlägen verliert sie die Besinnung, aber mit viehischer Roheit prügeln die Kerls weiter, bis Blut über den Tisch fließt. Auch sie fliegt in eine Ecke, mit dem Kopf gegen eine Bank schlagend. Nach kurzer Zeit werden die zwei emporgerissen, und nun müssen sie mit hochgehobenen Händen, das Gesicht zur Wand gewandt, stehn bleiben. Senkt jemand die

Hände, gibt es Schläge mit dem Gummiknüppel über Kopf und Rücken.

„Ihr Schweine werdet nachher erschossen, wenn Ihr nicht gesteht!“

Teuflisch ist diese Marter! Die Arme schlafen ein, die Beine wollen ihren Dienst versagen. Der ganze Rücken ist eine einzige Wunde und brennt wie Feuer. Lucie bricht einmal zusammen. Mit Wasser wird sie wieder zu sich gebracht. Wieder in die Höhe gerissen. Endlich schleppt man sie in ein Auto. Draußen ist es wieder Tag. Also haben sie die ganze Nacht in dieser Folterkammer zugebracht. Über die Grenze geht die Fahrt, hinein nach Polen! In Sosnovice werden sie noch einmal in der Trangutakaserne vernommen. Noch einmal viehisch behandelt. Von da schleppt man sie ins Gefängnis, in Einzelhaft. Ein Bett ist zu schade für diese deutschen Hunde! Mögen sie auf dem Erdboden schlafen! Wasser und Brot genügt, wozu polnischen Gefangenen das Essen wegnehmen! Verreckt, dann ist Euch der polnische Staat wenigstens los!

Wochenlang kümmert sich niemand um die beiden. Sie sind von Ungeziefer vollkommen zerfressen. Beide haben die Krätze. Lucie fallen die Haare aus. Sie können vor Schwäche kaum mehr stehn. Die Wunden eitern. Ein Arzt wird selbst auf dringende Vorstellungen nicht bewilligt!

Endlich kommt Hilfe! Der englische Kreiskontrolleur hat von der Verschleppung erfahren. Er bemüht sich, die beiden zu finden. Endlich erfährt er ihren Aufenthaltsort. Energisch fordert er durch die Interalliierte Kommission in Oppeln ihre Freilassung. Die Franzosen müssen sich wohl oder übel in diesem Fall dem Druck der Engländer fügen. Unter englischer Bedeckung werden die beiden in Sosnovice abgeholt.

Noch lange lagen sie im Breslauer Krankenhaus, und sie werden wohl für ihr ganzes Leben an den Folgen der furchtbaren Leiden zu tragen haben.

*

Der Abstimmungstermin rückte nah und die Erregung im Lande stieg auf den Höhepunkt. In allen Orten wurde für die aus Deutschland kommenden Abstimmungsberechtigten Quartier gemacht. Die polnische Presse erging sich in offenen Drohungen. Bewaffnete Banden würden deutschen Zuzug zu verhindern wissen. Im Süden des Landes herrschte der Terror in so ausgesprochener Weise, daß deutsche Bürger ihr Leben bedroht sahen. Autos, in denen englische und amerikanische Pressevertreter saßen, wurden beschossen und mit Steinen beworfen. Die Journalisten sollten keine Wahrheiten über das Treiben der Bojowkabanden ins Ausland kabeln.

Besonders ernst war die Lage im südlichsten Teil Oberschlesiens, in den Teilen Pleß und Rybnik, in denen die Polen unter allen Umständen ein günstiges Abstimmungsergebnis durchpeitschen wollten. Korfanty machte kein Hehl daraus, daß er das Abstimmungsergebnis unter Umständen mit Waffengewalt korrigieren werde. Von dem kleinen polnischen Bahnhof Pruchna fuhren Tag und Nacht Lastautos, hoch mit Waffen beladen, über Pilgramsdorf nach Jastrzemb und Pawlowitz. Jedes kleine Gut verfügte in diesem Kreis über ein gut ausgesuchtes Waffenlager.

Schlageter wurde mit der Erkundung dieser Vorbereitungen, die auf eine polnische Erhebung schließen ließen, beauftragt. Falls er es für nötig halten sollte, möge er Verstärkung anfordern, um eine Störung dieser Transporte zu versuchen. Die Aufgabe war außerordentlich schwer, denn auf eine Unterstützung durch die Bevölkerung war in diesem Gebiet, in dem die Deutschen sich kaum offen zu zeigen wagten, nicht zu rechnen. Die polnische Landbevölkerung selbst war durch die ungeheuerlichen Lügen einer skrupellosen Agitation maßlos erregt. Alle schlechten Instinkte, die bei einer Grenzbevölkerung so leicht hochkommen, waren wach. Gesindel aus Polen lag außerdem in jedem Dorf mit Revolver und Knüppel bereit.

Von Rybnik pirschte sich Schlageter über Sohrau mit seinem Rad dicht an die polnische Grenze heran. In den Dörfern wurde er mit argwöhnischen Blicken verfolgt. Er tat, als beachte er es nicht, und fuhr weiter. Doch schon in Golassowitz trat ein polnischer Zivilist, der aber schußfertiges Gewehr und weiß-rote Armbinde trug, auf ihn zu und fragte nach seinem Paß. Als Schlageter weiterfahren wollte, legte der Pole an. Er fuhr also zurück und zeigte seinen, natürlich falschen, Paß. Er erzählte, er habe sich verfahren, er wolle eigentlich nach Jastrzemb zu einem bekannten Polenführer, mit dem er etwas zu besprechen habe. Ganz ruhig und freundlich setzte Schlageter hinzu: „Wissen Sie vielleicht einen näheren Richtweg?"

Der Pole musterte ihn und meinte dann: „Sie können am besten geradeaus bis Pilgramsdorf fahren, von dort haben Sie wahrscheinlich Gelegenheit, ein Auto nach Jastrzemb zu bekommen. Das Auto kommt von Pruchna her. Wenn Sie Glück haben, treffen Sie dort schon Ihren Freund, sonst berufen Sie sich auf die hiesige polnische Ortswehr."

Schlageter bedankte sich und fuhr weiter. Er überlegte: Die Gelegenheit war ja recht günstig, aber der Polenführer, dessen Namen er nur zufällig einmal gelesen hatte, konnte dort sein. Wie sollte er dann vor Jastrzemb wieder vom Wagen herunterkommen? Trotzdem, er sah eine Gelegenheit, seine Aufgabe schnell zu lösen. Kurz vor der Grenze legte er sich auf die Lauer. Das Rad stellte er in den Straßengraben. Er setzte sich auf einen Prellstein und zündete sich eine Zigarette an. Die Sonne lag warm auf der staubigen Straße, mehrere Radler, alle mit der rotweißen Binde, kamen vorbei. Dann zwei polnische Soldaten in voller Uniform. Seelenruhig fuhren sie über die Grenze in das doch noch deutsche Oberschlesien hinein.

Endlich, nach langem Warten, zeigte sich eine große Staubwolke in der Ferne, das Lastauto tauchte auf. Beim Näherkommen erkannte Schlageter, daß das Auto eine Bedeckung von sechs Mann hatte, die alle mit schußfertigen Gewehren auf dem Wagen standen.

Schlageter ruft den Führer an. Das Auto hält. Mißtrauische Blicke. Zwei Leute springen vom Auto herunter zu Schlageter und nehmen ihn in Verhör. Den Polenführer kennen sie natürlich, nach Jastrzemb fahren sie.

„Aber Sie sind doch kein Pole, was wollen Sie dort? Sollten Sie deutscher Spion sein, geht es Ihnen verdammt dreckig. Das sagen wir Ihnen im voraus: aus Jastrzemb kommen Sie dann nicht lebend wieder heraus. Auf dem Wagen können wir Sie nicht mitnehmen. Hängen Sie sich hinten an. Aber machen Sie keinen Versuch, vorher abzuhauen, wir schießen!"

Das Auto zog an, Schlageter hängte sich mit seinem Rad hinter den Lastwagen. Langsam ratterten sie durch Pilgramsdorf. Im Ort lag eine Gruppe Franzosen. Der Wachthabende grüßte lächelnd, indem er die weißen Zähne zeigte, zu dem polnischen Auto hinüber. Die Gewehre der polnischen Mannschaft schien er nicht zu sehen, der Inhalt des Autos interessierte ihn nicht

Hinter Pilgramsdorf beginnt dichter Wald. Dort stand an einem Seitenweg ein Bauer mit einem Leiterwagen. Das Auto hielt, und zehn Gewehre und ein leichtes Maschinengewehr und zwei Kisten Munition wurden herausgereicht. Man half, die Ladung mit Reisig abdecken, und schon ging es weiter. Jetzt bog man in einen Waldweg ein. Tief eingeschnittene, schwere Radspuren bewiesen, daß dieser Weg viel benutzt wurde. An einer Weggabel standen etwa zehn junge Burschen. Ein Dorf schien in der Nähe zu sein. Nach Schlageters Berechnung war es Rustaviez. Hier wurden wieder Gewehre und Munition ausgeteilt. Sogar ein schweres Maschinengewehr reichte man den Burschen vom Wagen herab. Die angeblichen jungen Bauern untersuchten sachverständig die Waffen und trugen sie ohne Beobachtung irgendwelcher Vorsicht fort. Hier war man ganz unter sich. Schlageter wurde kaum beachtet.

Weiter ging die Fahrt über Feld- und Waldwege. Da tauchte ein Radfahrer auf, der von weitem mit der Hand Signale gab. Ihm folgten acht, zehn, zwölf, schließlich

fast zwanzig andere Fahrer. Der Wagen hielt. Wie Schlageter aus Bruchstücken der Unterhaltung hörte, sollte hier bis zum Einbruch der Dunkelheit gewartet werden. Er wurde herangerufen und noch einmal ausgefragt. Man traute ihm noch immer nicht ganz. Endlich wurde er von zwei Radfahrern in die Mitte genommen, man würde ihn nach Jastrzemb bringen. Jetzt wurde die Geschichte gefährlich, stellte Schlageter fest.

Kaum waren die anderen außer Gesicht, als Schlageter schärfstes Tempo einzuschlagen begann. Er trat in die Pedale, daß ihm das Wasser am Körper hinunterlief. Die beiden Polen begannen zu fluchen und zu brüllen. Aber Schlageter hörte scheinbar nicht. Da zieht auch der eine Pole los, und Zoll für Zoll schiebt er sich vor. Fast dicht am Hinterrad von Schlageter. Der andere keucht ein paar Meter weiter rückwärts. Plötzlich bremst Schlageter mit aller Kraft ab. Der Pole hinter ihm kann sein Rad nicht mehr halten, fährt ihn an und stürzt, sich überschlagend. Der andere ist in toller Fahrt vorgeschossen, sieht sich um, springt ab und wirft sein Rad quer über den schmalen Weg.

Schlageter, der wieder in die Pedale getreten hat, kann bei der kurzen Entfernung nicht mehr halten, aber im letzten Augenblick reißt er sein Vorderrad hoch und etwas zur Seite. Klirrend fährt er über das Hinterrad seines Gegners hinweg. Für den Moment scheint er die Herrschaft über sein Rad zu verlieren, aber er tritt mit aller Kraft weiter in die Pedale, reißt die Lenkstange gerade und saust weiter. Hinter ihm kracht es ein paarmal durch den Wald, aber schon ist er um eine Biegung verschwunden. Unter Umgehung aller Orte schleicht er sich bis zur verabredeten Bahnstation.

Er weiß, was zu wissen nötig ist. An einem der nächsten Tage ist der Waldweg plötzlich von deutschen Radfahrern gesperrt. Ein Auto wird verbrannt. Schlageter hatte gut aufgepaßt und konnte gut führen. Die polnischen Transporte auf dieser Strecke wurden während der Abstimmung eingestellt!

Inzwiſchen hatte Korfanty die ſtrengſte Weiſung bekommen, ſeine Aktion ſchlimmſtenfalls bis nach der Abſtimmung aufzuſchieben. Der Zeitpunkt wäre außenpolitiſch ungeſchickt.

Unabläſſig rollten die Sonderzüge mit den deutſchen Abſtimmungsberechtigten über die Demarkationslinie. Alte Männer, Frauen, die ein Kind trugen, Kranke taten ihre Pflicht, um mit dem Stimmzettel das Schickſal ihrer deutſchen Heimat zu wenden.

Aber in den ganzen ſüdlichen Bezirken ſtanden neben den Wahllokalen Leute der Bojowka mit Stöcken und Gummiknüppeln bereit, dem deutſchen Wähler zu zeigen, was ihn erwartete, wenn in dieſem Ort überhaupt deutſche Stimmen abgegeben würden.

In den Städten und den nördlichen Kreiſen wehten überall die ſchwarz-weiß-roten Fahnen, aber hier und da flatterte auch ein weiß-rotes polniſches Fähnchen, das niemand ſtörte. In den deutſchen Bezirken können die polniſchen Stimmen ohne Furcht abgegeben werden.

Am Abend des 20. März, dem Schickſalstag Oberſchleſiens, werden die erſten Abſtimmungsergebniſſe bekannt. Im erſten Morgengrauen, ſo lange bleibt man überall in den deutſchen Städten, ſelbſtverſtändlich auch in Kattowitz, zuſammen, ſteht feſt, daß die Abſtimmung ein für Deutſchland günſtiges Ergebnis erzielt hat. Über 60 v. H. der abgegebenen Stimmen ſind deutſch. Trotz Terror, trotz Bojowka, trotz der Millionen polniſchen Wahlgeldes.

Schlageter ſitzt an dieſem Abend mit ſeinen Freunden zuſammen. Er iſt ſeit langer Zeit von reiner Fröhlichkeit. Man ſchüttelt ſich die Hände, man hat das Seine getan. Gott ſei Dank, ein Stück deutſches Land iſt vor fremdem Zugriff gerettet!

Schon in jener Abſtimmungsnacht aber beſchließt die polniſche und franzöſiſche Regierung, auf dem Weg über den Völkerbund den Sinn der Abſtimmung zu verhöhnen. Schon am Morgen nach dem Abſtimmungstage ruft Korfanty ſeine Leute zuſammen und bereitet den Putſch vor.

Möge man in Warſchau den diplomatiſchen Weg gehen und ihn erfolgreich durchführen. Er wird die Tatſache ſchaffen, das polniſche Oberſchleſien.

Auf deutſcher Seite aber glaubt man, daß nun die Abſtimmungsſchlacht ſiegreich geſchlagen ſei, daß nun Friede und Arbeit in das ſchwergeprüfte Land einziehen würde. Man erwartet den Abzug der franzöſiſchen Truppen, man erwartet — ewiger Narr des Glaubens — die Übergabe des deutſchen Oberſchleſiens in deutſche Hand. Auch Hauenſtein ſchickt im Einklang mit dieſer allgemeinen Auffaſſung alle ſeine Leute, die alten bewährten Kämpfer, nach Hauſe.

Zu dieſer Zeit fuhr Schlageter zum erſtenmal nach der Revolution in den Schwarzwald, in die Heimat. Er hat ſpäter, auch noch kurz vor ſeinem Tode, oft erzählt, mit welchem Stolz und welcher Rührung man ihn empfing. Er war das letztemal in dieſen Frühlingstagen in Schönau, er hat die Heimat nie wieder geſehen.

IV.

Korfanty war über alle Vorgänge im Völkerbund genau unterrichtet. Er bekam die Nachricht, daß es jetzt angemeſſen ſei, vollendete Tatſachen zu ſchaffen.

In der Nacht vom 2. zum 3. Mai 1921 flogen die Eiſenbahnbrücken längs der deutſchen Demarkationslinie in die Luft. Die „Oberſchleſiſche Grenzzeitung“ gab durch einen Streikaufruf das Signal zum Aufſtand. Am Morgen des 3. Mai fanden im Induſtriegebiet und in den ſüdlichen Kreiſen Streikverſammlungen ſtatt. Polniſche Hetzredner ſprachen, auch törichte deutſche Arbeiter hörten zu, halfen unwiſſend mit, das Leben Oberſchleſiens und ihr Leben zu verderben.

Korfanty hatte mit der alten Energie weitergearbeitet. Seine Beamten waren aktive polniſche Offiziere. Waffen waren überall vorhanden, und immer neue Güterzüge, be-

laden mit Geschützen, Maschinengewehren und Karabinern rollten aus Sosnovice und Czeladz an.

Die französische Okkupationsarmee hatte volle Unterstützung zugesagt. Sie hielt das den Polen gegebene Versprechen. Ein französischer Offizier teilte bereits am 3. Mai, noch im dunklen Morgengrau, um 2 Uhr nachts, die ersten Insurgentenformationen ein und ließ Gewehre verteilen. In Rosenberg zogen die Franzosen ostentativ ab, aber sie waren vergeßliche Leute, sie vergaßen zwei Feldgeschütze mit Munition, und diese Geschütze blieben — welch Zufall — vor dem polnischen Plebiszitkommissariat stehen. In Krotoschin übernahm der Major Puccini von der französischen Militärmission in Warschau die Ausbildung der polnischen Freiwilligen, die in Polen durch Aufruf in den Zeitungen und durch Maueranschläge angeworben worden waren. Die Art der französischen Grenzbewachung, die Schlageter ja genügend kennengelernt hatte, machte es selbstverständlich, daß dem Eindringen aktiver polnischer Formationen kein Hindernis in den Weg gelegt wurde. So rückten unter anderen Truppen vier Kompagnien des 27. (poln.) Infanterieregiments und eine Schwadron des 15. (poln.) Ulanenregiments in Oberschlesien ein.

Die Landkreise längs der polnischen Grenze gerieten gemäß dem ausgegebenen Befehl noch im Laufe des 3. Mai in die Hände der polnischen Insurgenten. Die Städte, die überwiegend deutsche Bevölkerung hatten, wurden von einer förmlichen Armee der Aufständischen zerniert.

Die Franzosen lehnten jedes deutsche Angebot ab, einen Selbstschutz gegen die polnischen Gewalttaten zu bilden. Selbst der deutsche Vorschlag, diesen Selbstschutz unter französischen Befehl zu stellen, wurde höhnisch zurückgewiesen. Unter französischem Schutz konnten so die Banden täglich weiter in die Städte eindringen. Französische Truppen verrichteten gemeinsam mit bewaffneten polnischen Insurgenten den Polizeidienst in den Straßen.

Auf dem flachen Lande wurden sogar Deutsche zum Eintritt in die polnischen Formationen gezwungen.

Weigerten sich die Unglücklichen, verhaftete man sie, mißhandelte sie grauenhaft und verschleppte sie nach Polen in polnische Staatsgefängnisse.

An der Oder fanden die Aufständischen den ersten Widerstand. Energische Deutsche hatten, da sie sahen, daß ihnen keine Rettung blieb, die sie nicht selbst ins Werk setzten, polnische Beamte der Abstimmungspolizei entwaffnet und waren mit diesen Waffen an die bedrohten Punkte geeilt. Die ersten heftigen Kämpfe flackerten auf in den Dörfern vor Ratibor, um Kreuzburg und um den Eisenbahnknotenpunkt Kandrzin. Die angreifenden Polen hatten die Übermacht. Sie waren gut ausgerüstet und straff organisiert, die Deutschen kämpften in kleinen Gruppen. Eisenbahner, Arbeiter, Bauern, ohne Zusammenhang untereinander und ohne gemeinsame Führung. Sie waren schlecht bewaffnet und litten Munitionsmangel. Aber ihr Haß war aufgeweckt, ihr Zorn, ihre Empörung, sie kämpften erbittert auf der heimatlichen Erde.

Der französische Verbindungsoffizier in Ratibor befahl, die Stadt den Insurgenten zu übergeben, obwohl noch kein Pole die Stadtgrenze überschritten hatte. Es würde nur noch eine Frage kurzer Zeit sein, dann müßte sich ganz Oberschlesien in der Hand der polnischen Revolutionäre befinden. Dann konnte der Völkerbund entscheiden, dann war die vollendete Tatsache Korfantys geschaffen.

Die deutsche Regierung machte ein dringendes Angebot nach dem anderen, in Oberschlesien Ruhe und Ordnung zu schaffen. General Le Rond lehnte jedes Angebot ab. Er erklärte in zynischer Offenheit: „Wenn die Deutschen nicht so hartnäckig wären, würde die Ruhe längst eingekehrt sein."

Jetzt, da man erkannte, wie die Dinge naturnotwendig sich entwickeln mußten, griffen die Engländer ein. Man war an den Punkt gelangt, da London unter keinen Umständen die Dinge weiter treiben lassen wollte. Italien hielt sich damals genau hinter der Linie der englischen

Politik. Der italieniſche Kreiskontrolleur in Ratibor forderte die deutſche Bevölkerung ſeines Kreiſes zur Bildung einer Hilfspolizei in Stärke von zunächſt 500 Mann auf. Die Engländer erweiterten das Kontingent ziemlich erheblich in den nördlichen Kreiſen.

Durch dieſe Maßnahme erhielt die deutſche Abwehrbewegung Form und einen militäriſchen Anſtrich. Offiziere übernahmen die Führung, bildeten aus den verſtreuten Abwehrgruppen Kompagnien und Bataillone. Exzellenz Hülſen, ein geborener Oberſchleſier, wurde herbeigerufen und ſtellte den Stab der deutſchen Abwehrgruppe Süd auf. Oberſt Grützner organiſierte den Abſchnitt Nord. Oberſchleſier, die in Breslau ſtudierten, Breslauer Studenten, Berliner Freiwillige, Münchener Studenten eilten herbei und warfen ihre Jugend und ihre Tapferkeit in den Kampf. Der polniſche Angriff ſtockte. Es bildete ſich eine Front. So weit hatten die Verfechter des Friedens von Verſailles es nun glücklich gebracht — neue Front ging durch deutſches Land. Krieg mit allen militäriſchen Vorausſetzungen. Der Hauptſtoß der polniſchen Inſurgentenarmee richtete ſich jetzt längs der Bahnlinie gegen Oppeln und Kreuzburg.

*

Die Polen hatten gefechtsſtarke und gefechtsbereite Sturmbataillone. Auf deutſcher Seite mußten ähnliche Kräfte eingeſetzt werden oder der Kampf war von vornherein hoffnungslos.

Schlageter erhielt in ſeiner Heimat ein Telegramm von Hauenſtein, dem Führer der Kampfgruppe, der er bisher in Oberſchleſien angehört hatte. Schlageter kannte die Lage, wußte, um was es ging. Er ſtieg auf den Belchen, deſſen Maſſiv das Geſicht ſeiner Heimat beherrſcht, und ſah in den Bergfrühling, der leuchtend über Täler und Höhen ſein Lied ſang. Irgendwo da unten in der Ferne mußte Freiburg liegen, die Münſterblume und die Univerſität. Das war nun vorbei. Schlageter wußte, daß er dem Ruf folgen müſſe, und er wußte, daß er damit endgültig jeder Studentenzeit

Lebwohl ſagte. Man war nicht ſentimental, bei Gott nicht. Er ſchüttelte dem Vater die Hand, der Mutter und der Schweſter. Draußen vor der guten Stube ein Frühlingsnachmittag, ſo blau und ſo leuchtend, wie er nur im deutſchen Schwarzwald ſtehen kann. Grüß Gott! Schlageter ging zum zweitenmal nach Schleſien. Die Linie ſeines Schickſals war nun entſchieden.

In Neiße waren inzwiſchen die Kameraden zuſammengekommen. Heinz hatte ein Waffenlager der Reichstreuhandgeſellſchaft, in dem deutſche Kriegswaffen auf Befehl der Entente zerſchlagen wurden, beſetzt.

Ein Rieſenlager zerſchlagener, zerſchrotteter und zerſägter Waffen. Wer etwas davon verſtand, konnte immerhin aus einem Teil des Lagers, der noch nicht durchprüft worden war, verroſtete Maſchinengewehre, Infanteriegewehre, ja, vielleicht Geſchütze herausſuchen, die wiederherſtellbar waren.

Freiwillige waren ſchon eingetroffen, und Heinz organiſierte. Man traf ſich wieder. Schwieder, Wandesleben, Iſtas, Franz Mayr und Grauer, alles alte oberſchleſiſche Kämpfer.

Schlageter ſuchte ſich aus dem Depot die Teile eines alten Gebirgsgeſchützes zuſammen. Mit blauer Schürze ſtand er da und ſäuberte mit Petroleum und ſchmierte mit Öl und ſuchte das Geſchütz ſchießfertig zu machen. Vor ihm auf dem Platz exerzierte bereits ein Teil ſeiner Kompagnie. Fünfzig Bergleute aus dem Waldenburger Revier, die nicht zuſehen wollten, wie der Pole ſo frech wurde, wurden eben eingeteilt, alles alte, gediente Leute. Im Grunde rot bis auf die Knochen, wie Schlageter, während er arbeitete, feſtſtellte. Aber gute ehemalige Frontſoldaten. Schlageter hatte den Ton. Aus ſeinen einfachen Worten flog Vertrauen zu ihnen hinüber.

Schlageter fing ſofort an, Zugführer auszuſuchen, einzuteilen und zu arbeiten. Er ſchlief bei ſeinen Leuten. Am nächſten Tage erklärte er: wenn es hart auf hart kommt, will ich mit ihnen den Teufel aus der Hölle holen!

*

Die kleine Bahnstation Gogolin an der Strecke Gleiwitz—Oppeln war zu einem Brennpunkt der polnischen Angriffe geworden. Im großen Bogen vom Oderufer bei Oderwitz über Strebinow und die tiefen Kalksteinbrüche bis nach Oderwanz a. d. Oder umspannte die polnische Front den deutschen Ort, und die einzige Zugangsstraße führte über die Oderbrücke bei Krappitz. Schon am ersten Tage, als Schlageter hier mit seinen Leuten in die Stellung einrückte, mußte er einen überraschenden Angriff der Polen, die längs der Bahnlinie vorgingen, abschlagen. Die polnischen Kompagnien brachen plötzlich in dichten Schützenlinien aus dem Walde hervor und erreichten im ersten Anlauf die langen Reihen von Güterwagen, die auf den Geleisen standen und sich bis zum Bahnhof Gogolin heranzogen. Schlageter setzte sofort zum Gegenstoß an. Ein paar Maschinengewehre unterstützten seinen Angriff. Kurzes, heftiges Gefecht, dann laufen die Polen einzeln und in kleinen Trupps zurück über das offene Land nach dem Waldrand. Sie schleppen Verwundete mit sich.

Ebenso schwer hatte es die Kompagnie Wandesleben im Südteil der Front in Richtung nach Strebinow und dem Annaberg, dessen dunkles Haupt die ganze Gegend beherrscht. Hier hatten sich die Polen vor den deutschen Stellungen, die im Anfang ziemlich behelfsmäßig ausgebaut waren, gut verschanzt. In jeder Nacht kamen polnische Vorstöße, die ein Panzerzug unterstützte. Am 14. Mai entschloß sich die Leitung, das Dorf Strebinow zu nehmen, um den dauernden Verlusten Einhalt zu gebieten.

Im Morgengrauen griff Wandesleben mit einem Teil seiner Kompagnie längs des Bahndammes an. Schritt für Schritt mußten sich seine Leute vorarbeiten. Am Bahnwärterhaus blieben sie stehen. Die Polen bestrichen mit Maschinengewehren den Damm und die beiden Gräben rechts und links davon. Dumpf klatschend fuhren die Geschosse in den Grasboden oder prallten klirrend an den Schienen ab, um als Querschläger davonzuheulen. Trotzdem schob sich Leutnant Berchthold mit seinem Zug weiter

vor. Bis auf Sturmentfernung kam er heran, kroch den Damm hinauf, um durch den Feldstecher die polnische Stellung noch einmal zu mustern. Berchthold war der Typus des schneidigen deutschen Offiziers, eigentlich ganz anders als Schlageter. Scharf geschnittenes feines Gesicht, Monokel im Auge — aber tapfer —, er wußte, daß man nur einmal sterben kann, und war bereit, für sein Land zu sterben. Berchthold kriecht den Damm hinauf, um sich vor dem Sturm noch einmal genau über die polnischen Stellungen zu informieren. Das unvermeidliche Monokel legt er neben sich ins Gras. Da klirrt es. Ein Infanteriegeschoß hat das Einglas in tausend Stücke geschlagen. Berchthold lächelt bedauernd, zieht aus der Westentasche ein neues Monokel, klemmt es ins Auge, richtet sich auf: „Zug zum Sturm! Sprung auf! Marsch, marsch!"

Das Dorf wird genommen, von Polen gereinigt, darf aber nicht gehalten werden, weil die Interalliierte Kommission jedes Vorrücken der Deutschen verbietet.

So erfolgt am 16. Mai ein neuer schwerer polnischer Angriff. Die Polen dringen in die ersten Häuser von Gogolin ein und werden erst im Gefecht von Haus zu Haus wieder herausgeworfen. Schlageter selber ist im Häuserkampf an der Spitze seiner Leute, hält das rauchende Gewehr in der Faust und säubert den Ort.

Man sah ein, daß, wenn es so weiterging, Gogolin und Strebinow nicht gehalten werden konnten. Die Selbstschutzleitung entschloß sich, mehrere Orte am Fuße des Annaberges in den Brückenkopf einzubeziehen. Exzellenz Höfer versammelte im Schlosse zu Krappitz die Führer des Abschnitts. Er führte aus, eine Offensive sei ausgeschlossen. General Le Rond habe ihm in Oppeln achselzuckend erklärt, wenn der deutsche Selbstschutz die Polen angreifen würde, sehe er sich gezwungen, seine Truppen aus dem Industriegebiet zurückzuziehen und hunderttausend Deutsche der Gewalt der Polen zu überlassen. Der General Le Rond suchte deutlich einen Präzedenzfall, um den Polen mit einem Schein des Rechts das bisher zernierte Gebiet, vor allem Kattowitz und die Städte in

die Hand zu ſpielen. Deswegen müßte auch eine Erſtürmung des Annaberges, der die ganze Umgebung beherrſche, für gefahrvoll angeſehen werden, obwohl ſein Beſitz die Lage an dieſem Teil der Front ſofort beruhigen würde. Im Angriffsbefehl war deshalb der Fuß des Annaberges als Endziel des Angriffs feſtgeſetzt.

Das Sturmbataillon „Heinz“ war inzwiſchen aus der Front herausgenommen worden und ſtand in Dobrau bereit. Am 20. Mai abends marſchierte das Bataillon nach Krappitz, um 12 Uhr nachts ſollte der Vormarſch beginnen. Der kleine Marktplatz lag in tiefer Dunkelheit, nur aus den niedrigen Häuſern fiel gelbes Licht auf ein Gewimmel aller Waffengattungen. Die Bewohner ſtanden aufgeregt in kleinen Gruppen vor ihren Haustüren und ſahen auf das kriegeriſche Bild. Immer neue Marſchkolonnen tauchten aus der Dunkelheit auf und verſchwanden in der Richtung nach Gogolin zu. Bagagen, Kompagnien, Radfahrer, Maſchinengewehre, Autos, Sanitätskolonnen zogen vorüber. Auch Schlageters Geſchütz. Marſchlieder ſchallten auf, zerflatterten in der dunkelblauen Maiennacht.

Das Sturmbataillon „Heinz“ mit der Kompagnie Schlageter hat ſeine Ausgangsſtellung bezogen. Von der Straße Gogolin—Großſtein zieht ſich eine weite abgeholzte Fläche hinüber zum Sprentſchützer Berg, dem erſten Angriffsziel. An ſeinem Fuße erkennt man im unſicheren Licht des erſten Morgenrotes den Waldrand, an dem ſich die polniſche Linie hinziehen muß. Im Rücken liegen die Steinbrüche von Gogolin, dahinter wird jetzt das Korps Oberland antreten. Noch liegt die Gegend im traumhaften ſtillen Licht der erſten Frühe. Kein Laut. Hellgrün ſchimmert der Waldrand in der Ferne. Unter halblauten Rufen entwickeln ſich die Kompagnien Schlageter und Wandesleben. Über der Lichtung liegt noch Morgennebel. Die dünnen Schützenketten verſchwinden bald in den leichten Schleiern. Die Nerven ſind auf das äußerſte angeſpannt. Da peitſcht ein Schuß die Morgenſtille, und Sekunden ſpäter ſpeit es aus dem Waldrande drüben Feuer. Hier und da, wo die Nebelfetzen zerfliegen, ſieht man Leute Deckung nehmen,